

Der stadthistorische Spaziergang

Der stadthistorische Spaziergang

Begleitbuch zur Dauerausstellung
im Stadtmuseum Tübingen

Kathrin Fastnacht, Claudine Pachnicke

„Tübinger Kataloge“

Herausgegeben vom Kulturamt
der Universitätsstadt Tübingen

Nr. 69

Redaktion: Wilfried Setzler und Christopher Blum

© 2004

Universitätsstadt Tübingen · Kulturamt

Gestaltung: Claudine Pachnicke, Kathrin Fastnacht, Christopher Blum

Fotoarbeiten: Peter Neumann, Ammerbuch

Gesamtherstellung: Gulde Druck, Tübingen

Printed in Germany

ISBN 3-910090-58-3

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Vorwort Brigitte Russ-Scherer, Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Tübingen | 7 |
| Die Stadt lesbar machen. Der »Stadthistorische Spaziergang« im Stadtmuseum Tübingen | 9 |
| Dank | 17 |
| Die Ausstellung Texte, Bilder, Exponate | |
| Der Marktplatz | 21 |
| Das Rathaus | 31 |
| Das Schloss | 43 |
| Die Stiftskirche | 51 |
| Oberstadt – Unterstadt (I) | 59 |
| Oberstadt – Unterstadt (II) | 73 |
| Die Universität | 91 |
| Studentisches Leben | 119 |
| Die Straße als öffentlicher Ort | 137 |
| Die wachsende Stadt | 153 |
| Auf dem Weg zur modernen pluralistischen Gesellschaft | 179 |

Vorwort

»Etwas Beharrlichkeit« werde man wohl brauchen, sagte der Tübinger Professor Friedrich Thudichum voraus, als er im Dezember 1895 den Vorschlag unterbreitete, in Tübingen ein Heimatmuseum einzurichten. Wieviel Beharrlichkeit tatsächlich vonnöten sein würde, um diesen Vorschlag in die Tat umzusetzen, das allerdings konnten weder er noch die Tübinger Öffentlichkeit ahnen. Fast 110 Jahre hat es gedauert, bis aus den ersten Ideen ein veritables Museum wurde, ein Haus, in dem die Geschichte Tübingens in einer Dauerausstellung präsentiert wird. Seinen Abschluss findet dieser lange Weg nun in diesem die Ausstellung ergänzenden Katalog.

Er trägt, wie die Dauerausstellung, den programmatischen Titel »Der Stadthistorische Spaziergang«. Denn in der Tat ist es ein Spaziergang, auf den sich der Besucher, die Besucherin einlässt. Ein Spaziergang durch die Geschichte Tübingens vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart, eine Geschichte, die eigentlich aus mehreren Geschichten besteht: die der oberen und der unteren Stadt, die der akademischen Welt und jener der Weinbauern, Handwerker, Tagelöhner, die der wirtschaftlichen Not und des wirtschaftlichen Aufschwung, die von Zeiten drückender Not und solchen kultureller und wissenschaftlicher Blüte. Von all diesen Geschichten und noch viel mehr berichtet die Ausstellung, über drei Stockwerke des Kornhauses verteilt und mit anschaulichen Exponaten, die zum größten Teil aus den Städtischen Sammlungen stammen, dem Museum aber auch von großzügigen privaten und institutionellen Leihgebern zur Verfügung gestellt wurden. Wer sich nun weitergehend mit der Stadtgeschichte beschäftigen, sie gleichsam mit nach Hause nehmen will, kann das mit diesem nicht minder anschaulichen Katalog tun.

Viele – sie sind an anderer Stelle in diesem Katalog genannt – waren daran beteiligt, dass die Dauerausstellung und mit ihr diese Dokumentation verwirklicht werden konnte. Allen, und ich schließe mich ausdrücklich ein, ist ein Wunsch gemeinsam: das das Tübinger Stadtmuseum mit dieser Präsentation der Stadtgeschichte sein Herzstück, seine Seele gefunden hat und dass das Publikum, die Tübinger wie ihre Gäste, es zu dem machen, was es sein sollte: eine zentrale Kultureinrichtung der Stadt, ein wesentlicher Mosaikstein im vielfältigen, bunten, historischen gewachsenen Bild der Tübinger Altstadt.

Brigitte Russ-Scherer
Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Tübingen

Die Stadt lesbar machen. Der »Stadthistorische Spaziergang« im Stadtmuseum Tübingen

Unter dem Titel »Stadthistorischer Spaziergang« wird die Entwicklung Tübingens vom 15. bis ins 21. Jahrhundert veranschaulicht. Die Ausstellung zeigt anhand von über 200 ausgewählten Exponaten die wichtigsten Ereignisse und Entwicklungen zur Stadtgeschichte.

Vom Charakter der Stadt ...

Die Stadt Tübingen verfügt über eine Besonderheit, die nicht viele andere Städte aufzuweisen haben: Mit dem über die Jahrhunderte fast unveränderten Gefüge der Tübinger Altstadt hat sich auch ein Abbild ihrer historischen Stadtstruktur erhalten. Zentrale Orte der alten Stadt wie Schloss, Rathaus, Stiftskirche und Marktplatz zeigen in der Bausubstanz über Jahrhunderte Kontinuität, ebenso der größte Teil der Gebäude von Ober- und Unterstadt. So könnte man auch sagen, Tübingen – genauer die Altstadt – sei keine Stadt, sondern ein großes Freilichtmuseum.

Der Vorteil des Vorhandenseins der historischen Substanz stellt zugleich aber auch die Gefahr dar, dass sie zu falschen Vorstellungen über die Geschichte der Stadt und ihrer Gebäude führt. In der Tat liegt ja ein bedeutender Funktionswandel vor, den man nicht auf den ersten Blick erkennen kann, weil in der Stadt eine scheinbare Kontinuität herrscht: Was früher einmal Kirche, Rathaus und Marktplatz war, wird auch heute noch in dieser Funktion genutzt. Doch verstellt genau dies den Blick auf die Geschichte. Ist doch zum Beispiel das Tübinger Rathaus – seit 1435 in der gleichen baulichen Hülle – vor 500 Jahren ein vollkommen anderer Ort gewesen als in unseren Tagen. Das Gebäude hatte unter dem gleichen Dach andere Funktionen, kannte andere Akteure und spielte eine andere Rolle in der Stadtkultur.

... zur Leitidee der Ausstellung

Aus diesen Überlegungen heraus entstand der Gedanke, historische Orte des Alltags als Leitmotiv für die Darstellung der Tübinger Stadtgeschichte zu wählen, um gerade ihre nicht mehr sichtbare Bedeutung im historischen Horizont aufscheinen zu lassen. Das lässt sich nur erreichen, wenn der Ort der Erklärung getrennt vom Ort der Anschauung liegt, wenn er wie in einem Modell Distanz schafft zur heute anders besetzten Kulisse. Eine – wenn auch sehr grobe – Topographie des städtischen Alltags sollte im Museum entstehen, dessen Fixpunkte gesellschaftliche Orte verschiedener Prägung bilden.

Das Ziel ist, die Stadt, die uns umgibt, ihre historischen Zeugnisse, denen wir auch noch heute in der Stadt begegnen können, lesbar zu machen. Gedacht ist an eine kommunikative Wechselbeziehung zwischen Stadt und Museum: Die Begehung des Museums wird zum idealtypischen Spaziergang durch die Stadt – der Gang durch die Stadt wird zur Begehung musealer Zeugnisse. Das Museum definiert sich dabei als Ort, der Orientierungshilfen zum Lesen der Stadt vermittelt. Diese Begegnung mit der Stadt soll nicht nur eine Vorstellung vom historischen, verschwundenen Tübingen vermitteln, sondern auch zum Verständnis gegenwärtiger städtischer Strukturen beitragen.

Wir betrachten also die Stadt als Exponat und die Ausstellung als Wegweiser in ihre Geschichte. In einem Rundgang stellt die Dauerausstellung eine Auswahl von Orten des städtischen Alltags vor, Orte

- der Obrigkeit und der Macht (Schloss, Rathaus, Stiftskirche),
- des Lehrens und Lernens (Universität, Evangelisches Stift, Collegium illustre, Studentenhäuser),
- der Begegnung und des Handels (Straßen, Marktplatz, Kornhaus),
- des Wohnens und Arbeitens (Privathäuser, Werkstätten, Fabriken),
- und des kulturellen und politischen Engagements (Vereinslokale, Parteizentralen).

Während die Gebäudefassaden vor Ort mit Materialien und Stilelementen vom Charakter und Alter der Bauten berichten, erzählt die Ausstellung mit ihren Objektarrangements von der Bedeutung der Gebäude, von den Akteuren darin, von der alltäglichen Nutzung und definiert damit ihre Stellung in der historischen Stadtkultur. Diese Leitidee wird nicht nur im ersten Stockwerks der Ausstellung – anhand der alten Stadt innerhalb der Mauern – verfolgt, sondern sie erstreckt sich auch auf die Präsentation des zweiten Stockwerks, in dem die Orte der modernen Stadt des Industriezeitalters vorgestellt werden.

Drei Stadtgeschichten unter einem Dach

Die Tübinger Stadtgeschichte ist ein dichtes Geflecht aus mehreren, zumindest aber drei Stadtgeschichten, die oftmals miteinander im Widerstreit standen und stehen. Sie ergibt sich aus Bezügen zwischen Stadt und Universität, zwischen Ober- und Unterstadt, zwischen Stadt und Land. Aspekte der Beziehung zwischen Stadt- und Landeshoheit verdeutlichen die Orte Stiftskirche und Schloss. Die Stiftskirche wurde zum Schau-

platz landeshoheitlicher Akte in der Stadt: 1476/77 bei der Gründung der Universität oder 1534 bei der Einführung der Reformation. Mit der Erhebung der Grafschaft Württemberg zum Herzogtum im Jahr 1495 wurde Tübingen auch zweite Residenz- und Hauptstadt. Herzog Ulrich und Herzog Christoph zeigten Herrschaftspräsenz auf dem Schloss – ein Stück Herzogtum in der Stadt. Die Rolle der Stadt im Herzogtum zeigte sich ihrerseits etwa, als die städtische Ehrbarkeit in Verbindung mit dem Remstalaufstand des »Armen Konrad« Herzog Ulrich 1514 den Tübinger Vertrag abtrotzte. Er garantierte zum einen Grund- und Freiheitsrechte, aber auch ein Mitspracherecht der Stände, besonders der Städte, bei der Regierung des Landes.

Die Beziehung zwischen Stadt und Universität war durch eine Besonderheit definiert. Seit ihrer Gründung stellte die Universität quasi eine Stadt in der Stadt dar, eine in sich geschlossene, rechtlich und wirtschaftlich weitgehend selbstständige Korporation. Ein Freiheitsbrief des Grafen Eberhard verlieh ihr von Beginn an eine weitreichende Autonomie gegenüber der Stadt. Das akademische Bürgerrecht gewährte den Universitätsangehörigen Vorrechte gegenüber den Stadtbürgern, womit ein konfliktreicher Alltag vorprogrammiert war. Diese Privilegien mussten in regelmäßigen Abständen von der Stadt Tübingen nach öffentlicher Vorlesung bestätigt werden. Im 19. und 20. Jahrhundert kam es dann zu vielfältigen Wechselwirkungen zwischen Stadt und Universität. Der wichtigste Faktor dafür war die rapide Entwicklung der Studentenzahlen. Dies führte zu einer räumlichen Ausdehnung der Stadt. Befand sich das alte Universitätsviertel bis Anfang des 19. Jahrhunderts innerhalb der Stadtmauern, dehnte sich die Universität mit dem Neubau der Anatomie auf dem Österberg, die 1835 fertiggestellt war, über die alte Stadtmauer hinaus aus. 1845 wurde dann die Neue Aula mit den Seitenpavillons – Botanisches und Chemisches Institut – realisiert, die die Stadt nach Osten erweiterte. Ihr folgte das Universitätsklinikum und die Institute der medizinischen Fakultät: 1868 das physiologische, 1879 das pathologische und 1888 das physiologisch-chemische Institut. Ende des 19. Jahrhunderts begann der Bau der verschiedenen Universitätskliniken, der bis heute anhält. Ab 1968 weiteten sich dann mit den Naturwissenschaften die Institute bis auf die umliegenden Berge aus, die sogenannte Morgenstelle auf dem Schnarrenberg entstand. Aber nicht nur öffentliche Gebäude wurden gebaut, auch Wohnhäuser für die Universitätsangestellten und Studierenden wurden notwendig. Um 1900 entstanden die auffälligen Häuser der Studentenverbindungen auf dem Schloss- und Österberg. Zeitgleich einher ging

die Industrialisierung ehemals kleiner Tübinger Handwerksbetriebe, die mit Aufträgen der Universität den geschäftlichen Durchbruch schafften. Unter- und Oberstadt haben einen unterschiedlichen Blick auf die Geschichte, der von ihren sozialen Unterschieden unter den Bewohnern herührt. Ein äußeres Zeichen der sozialen Stellung in der Stadt bildete unter anderem die Wohnlage: Die privilegierte, wohlhabende Oberschicht, vor allem die Angehörigen der Ehrbarkeit, lebte in der Oberstadt, Weingärtner und Handwerker vor allem in der Unterstadt – soziale Konflikte konnten nicht ausbleiben und sind vor allem aus dem 19. Jahrhundert überliefert, wie etwa der Streit um die Wöhrdwiese (1817), der Gôgenaufstand (1831) und der Sturm auf die Schweickhardt'sche Mühle (1847).

Dass diese unterschiedlichen »Geschichten« oft bis an die Belastungsgrenzen dieser Stadt gingen, lässt sich auch ablesen an den bis heute erhaltenen Vorurteilen, wenn es etwa in verbalen Schuldzuweisungen heißt: die aus Stuttgart, die von der Universität, die aus der Ober- oder der Unterstadt.

In der Vergangenheit wurde daher oft über die Notwendigkeit getrennter Stadtmuseen spekuliert: Eigentlich, so hieß es von verschiedenen Seiten, müsse es ein Unterstadt- und ein Oberstadtmuseum und ein eigenes Museum zur Geschichte der Universität geben. Erklärtes Ziel der nun realisierten Konzeption war allerdings ein Stadtmuseum, das alle Aspekte und damit auch die Besonderheit der Stadt in diesem Spannungsfeld präsentiert. Doch zuerst stellte sich die Frage nach den dafür benötigten Exponaten und damit nach dem musealen Sammlungsbestand.

Sammlungsprofil und Exponatwünsche

Die Städtische Sammlung ist geprägt von der schweren Geburt des Stadtmuseums. Der Kampf um diese Einrichtung sollte gut hundert Jahre währen. Die Museumssammlung wurde in dieser Zeit alles andere als kontinuierlich aufgebaut und war nicht immer musealen Grundsätzen verpflichtet.

Der Anstoß für die Begründung eines Stadtmuseums und seiner Sammlung datiert auf einen Zeitpunkt vor über hundert Jahren, und die Reaktion darauf hört sich erstaunlich aktuell an: »Es braucht nicht zu überraschen, dass der Gedanke der Gründung eines Stadt-Museums bei Manchem einem ungläubigen Achselzucken begegnet ist, als zu hoch fliegend für das kleine Tübingen, dem es an dem nötigen Geld und an sammelnswerten Merkwürdigkeiten gebrechen werde.« Dieser Ausspruch, dem Inhalt

nach datierbar auf jede Etappe der langwierigen Gründungsgeschichte des Tübinger Museums, stammt von dem Tübinger Professor Friedrich Thudichum. Besagtes Achselzucken begegnete ihm als Antwort auf einen Artikel, den er am 13. November 1895 in der Tübinger Chronik veröffentlicht hatte. Darin unterbreitete er seiner Leserschaft den Vorschlag zur Bildung eines »kleinen Museums, in welchem Altertümer aller Art, namentlich auch Abbildungen von Personen und Sachen zur Geschichte der Stadt und Universität gesammelt würden ...«.

Am Beginn stand, der Zeit entsprechend, der reine Gründungsenthusiasmus. Wie viele andere Städte, so konnten bereits auch die Nachbarorte Rottenburg und Reutlingen seit 1852 bzw. 1889 auf eine Sammlung verweisen. In Tübingen jedoch fehlte nicht nur das Museum, sondern es mangelte auch noch an Exponaten, selbst wenn die Stadtverwaltung seit einigen Jahren nach alten Stadtansichten und Relikten suchte, wie man aus einem Aufruf des Bürgervereins von 1898 weiß. Die auf diesen Aufruf hin eingegangenen Gegenstände, unter anderem die Georgsfigur vom Brunnen am Holzmarkt, bildeten den Grundstock des Museums, der im damals gerade fertiggestellten Uhlandgymnasium eine erste Unterkunft fand.

1911 wurde dann ein Altertumsverein gegründet, der die Einrichtung eines gemeinsamen Museums von Stadt und Universität auf dem Schloss anstrebte. Aus den typischen Sammlungsgedanken eines solchen Altertumsvereins hervorgegangen, verfügt das Stadtmuseum heute zum Beispiel über einige steinerne Zeugen wie Wappensteine oder die Originalfassung der Putti und Landsknechte vom inneren Schlosstor. Dem Charakter des bürgerlichen Vereins entspricht eine Sammlung, in der die Geschichte der Oberstadt besser dokumentiert ist als die der Unterstadt. Sicherlich nicht nur diesem selektiven Blick des Vereins, der sich überdies 1941 auflöste – als er irrtümlicherweise meinte, die Stadt mache nun Ernst mit der Gründung eines Stadtmuseums –, sind mangelnde Breite und Kontinuität der Sammlung anzulasten. Tatbestand jedoch ist, dass es Versäumnisse und Verluste gibt: Die Geschichte der Bauern, der Weingärtner und der Handwerker der Unterstadt und der Tübinger Firmen, davon ist nicht mehr viel erhalten – es sei denn in privater Hand.

Auch wenn in den 50er Jahren und – besonders angeregt durch den Umbau des Kornhauses – ab Mitte der 80er Jahre die Sammlungsaktivitäten wieder Auftrieb erhielten, ließ sich manch schmerzliche Lücke bis heute nicht schließen. Eindeutig spiegeln sich auch in den Sammlungsverhältnissen die Besonderheiten der Tübinger Stadtgeschichte: Stiftskirche,

Universität und Schloss haben mit den Zeugnissen ihrer Geschichte kaum Eingang in die städtische Sammlung gefunden – sie haben eigene Sammlungen beziehungsweise als Institutionen auf Landesebene ihre Relikte an andere Einrichtungen abgegeben. In historisch gewachsener Vorsicht gegenüber der Oberstadt bewahrten etwa die Weingärtner ihre Zunftgegenstände vorzugsweise in eigener Zuständigkeit in der Kelter, also in der Unterstadt auf. In der Tübinger Firmenlandschaft finden sich vor allem in den Betrieben Zeugnisse aus der Vergangenheit, die ununterbrochen von ihrer Gründung bis heute in der Familie geblieben sind. Dort wird neben dem geschäftlichen Know-how auch das historische Erbe von einer Generation an die nächste weitergegeben und gepflegt. Im Sinne der Ausstellungskonzeption waren deshalb zusätzliche Exponate unverzichtbar. Das Ziel war ja – zumindest in der Dauerausstellung –, die drei Stadtgeschichten zusammenzuführen, um ihre Bezüge deutlich werden zu lassen. Mit der Anfrage für besondere Leihgaben sind wir bei der Stiftskirche, der Universität, den Tübinger Weingärtnern, alteingesessenen Firmen und Vereinen auf offene Ohren gestoßen. Die Idee, Exponate zu einem Stadtmuseum beizusteuern, das die ganze Geschichte der Stadt präsentiert, wurde von allen mit großem Interesse unterstützt.

Das Kornhaus als größtes Exponat

Während auf der einen Seite wichtige Exponate noch hinzugewonnen wurden, nahm ein ganz besonderes Exponat von Anfang an großen Raum ein: das Ausstellungsgebäude selbst.

Das Kornhaus mit seiner mehr als 500-jährigen Geschichte fällt zuerst einmal selbst in die Kategorie der historisch wichtigen Funktionsbauten, die im städtischen Alltag eine bedeutende Rolle gespielt haben. Es unterliegt damit auch der oben dargelegten Gefahr der Reduzierung auf die schöne Kulisse, die den Blick auf seine eigentliche Bedeutung verstellt. Doch gibt es einen nennenswerten Unterschied: Das Kornhaus hat durch seine Sanierung und den Umbau 1986 bis 1992 eine völlig andere Anmutung erhalten und eine Neugestaltung erfahren, die Distanz zur Geschichte wahrt. Die Prämisse des Architekten Johannes Manderscheidt hieß: nicht in historisierender Weise ein Trugbild – etwa mit falschen Balken und Butzenscheiben – schaffen, sondern historische Brüche in der Baugeschichte deutlich dokumentieren.

Stellt man die erregten Kommentare in Rechnung, die den Umbau und die Gestaltungsweise des Kornhauses als »stillos« kritisierten, so ist eine

historisierende Anmutung offenbar erfolgreich verhindert worden. Zudem ist das Kornhaus kein Bau, der durch funktionale Kontinuität geprägt ist, sondern er hat eine völlig neue Funktion als Stadtmuseum erhalten. Im Sinne der oben dargelegten Leitidee, die Museumssammlung sozusagen kostengünstig um die gebauten Anschauungsobjekte der Stadt zu erweitern, ist der einst zentrale Handelsplatz der Stadt und der Region wohl als »größtes Exponat des Stadtmuseums« zu bezeichnen. Diesem Tatbestand musste nun mit der Art der Ausstellungspräsentation Rechnung getragen werden.

Die Gestaltung: Ein Balanceakt zwischen Haus- und Stadtgeschichte

Was die Gestaltung der Ausstellungsbauten betrifft, so haben wir für Grafik und Architektur Fachleute gewonnen, die Ausstellungserfahrung mitbrachten. Im ersten Stockwerk Theo Grasberger als Architekten und Rainer Heusler als Grafiker, im zweiten Stockwerk Ingrid Breuninger als Architektin und Berthold Weidner als Grafiker. In Zusammenarbeit mit ihnen entstand das Erscheinungsbild des »Stadthistorischen Spaziergangs«. Dabei haben folgende Faktoren des Gebäudes eine ausschlaggebende Rolle gespielt:

Denkmalschutz und Baugeschichte

Die Auflagen des Denkmalschutzes geboten, keinesfalls Hand an die Gebäudewände zu legen. Es war also eine Gestaltungsweise zu finden, die zuerst einmal eine konstruktive Struktur in die Räume legte, damit Objekte und Texte montiert und präsentiert werden konnten.

Zugleich war es ein Anliegen, die bauhistorischen Indizien der Räume wie zum Beispiel die Bauweise und Verzierung der Mauern und Decken, die Präsenz der Fachwerkkonstruktion oder die durchgebogenen Böden sicht- und spürbar zu erhalten. Der Besuch des Kornhauses soll beides ermöglichen: Gebäude- und Stadtgeschichte zu erleben.

Die für diese Räume gestalteten Didaktik- und Objektträger erfüllen diese Prämisse, belegen das Innere der Räume, nicht die Wände und folgen dem Gefälle des Raumes. Wer an diesen Exponatträgern entlang läuft, kann an ihrer ansteigenden Höhe zugleich das zunehmende Gefälle wahrnehmen – ein typisches Merkmal des durch die Jahrhunderte geprägten Kornhauses. Mit der Wahl transparenter oder teil-transparenter Baumaterialien wie Plexiglas, Streckmetall oder Lochblech verbindet sich die Idee, dass der

Ausstellungsbau immer auch, zumindest teilweise, den Blick auf den Raum und die Wände freigeben soll.

Die Sprache der Kornhaus-Architektur

Beim Umbau des Kornhauses hat der Architekt Johannes Manderscheidt eine klare Materialsprache entwickelt: Was alt ist an Bausubstanz, zeigt sich in seinem historischen Gewand, was aus konstruktiven Gründen neu hinzukam, besteht aus erkennbar modernen Baustoffen. Das dafür gewählte Repertoire an Materialien wollten wir bei der Gestaltung der Dauerausstellung respektieren. Das Einbrechen in die Räume mit einer völlig anderen gestalterischen Sprache hätte jene schon gefundene Ausdrucksweise entwertet. Beim Entwurf der Ausstellungsbauten wurde unter anderem deshalb auf Analogien des Baustahls und auf die Farbe blau zurückgegriffen, um eine »friedliche Koexistenz« zu begründen. Dies war naheliegend, weil beide – sowohl Haus als auch Dauerausstellung – mit der Absicht gestaltet wurden, dem Publikum historisches Ausstellungsgut – Gebäudestruktur einerseits und Einzelexponate andererseits – mit modernen Materialien und Techniken vor Augen zu führen.

Die baulich vorgegebenen Kammern, deren Anzahl sich mit der Zahl der Ausstellungsthemen deckte, waren sicherlich ausschlaggebend dafür, dass die Konzeption umsetzbar war. Der Rundgang des ersten Stockwerkes beginnt im Rathaus (Raum 1), führt über Schloss und Stiftskirche (Raum 2) als landeshoheitliche Institutionen, verläuft durch die Ober- und Unterstadt (Raum 3), von wo man über den Marktplatz (Raum 4) zur Universität (Raum 5) gelangt. Im zweiten Stockwerk beginnt man in den Studentenhäusern (Raum 6), läuft durch den Raum Straße (Raum 7) hindurch in den größten Raum Die wachsende Stadt (Raum 8) und endet im Raum Die pluralistische Gesellschaft (Raum 9).

Dank

Leihgeber/innen

Akademie der Polizei Baden-Württemberg, Freiburg
Sebastian Blum, Entringen
Botanischer Garten, Tübingen
Helmut Erbe, Erbe Elektromedizin GmbH, Tübingen
Evangelische Gesamtkirchengemeinde Tübingen
Flender GmbH, Tübingen
Freundeskreis der Beschützenden Werk- und Heimstätte, Gomaringen
Geschichtswerkstatt Tübingen
Klaus Kammla, Immenhausen
Siegfried Kocher, Omnibusverkehr Kocher, Tübingen
Landsmannschaft Ulmia, Tübingen
Angela Mayer, LeuchtenGalerie Tübingen
Dr. Klaus Mohr, Tübingen
Elisabeth Nagel, Tübingen
Jochen Pflumm, Tübingen
Sängerkranz Harmonie 1828 e.V., Tübingen
Alwine Schink, Entringen
Fritz Schmid, Weinhaus Schmid, Tübingen
Heinz Schweickhardt, Essigfabrik Gebr. Schweickhardt, Tübingen
Telekom Reutlingen
Julius Trautwein, Zweirad-Center und Nähmaschinen Trautwein, Tübingen
Stadtarchiv Tübingen
Studentenwerk Tübingen AöR
Universitätsbibliothek Tübingen
Walter AG, Tübingen
Weingärtnergenossenschaft, Tübingen
Weingärtner Liederkranz, Tübingen

Spender/innen

AL-Fraktion des Tübinger Gemeinderats
Architektenkammer Tübingen
Christopher Blum, Tübingen
Buchbinderei Christfried Wenke, Tübingen
Brigitte Gehring, Tübingen
Gulde Druck GmbH, Tübingen
Kreishandwerkerschaft Tübingen – Fachinnung Metall

Kreissparkasse Tübingen
Künstlerbund Tübingen
Dr. Henry Kukiolka, Tübingen
Tübinger Kulturstiftung e.V.
Landesbank Baden-Württemberg
Dieter Löchle, Tübingen
Lotte Reiniger Gesellschaft e.V., Dettenhausen
Harald Mayer, Tübingen
Restaurierungswerkstatt Thomas Reiner, Rottenburg
Dr. Eva Riehm-Günther, Tübingen (†)
Prof. Dr. Wilfried Setzler, Tübingen
Tübinger Antiquare
Verein der Freunde des Stadtmuseums e.V., Tübingen
Verein der Freunde der Tübinger Kultur e.V.
Vereinigte Lichtspiele Tübingen, Volker Lamm
Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e.V.
Volksbank Tübingen
Weinhaus Fritz Schmid, Tübingen
Zonta-Club, Tübingen

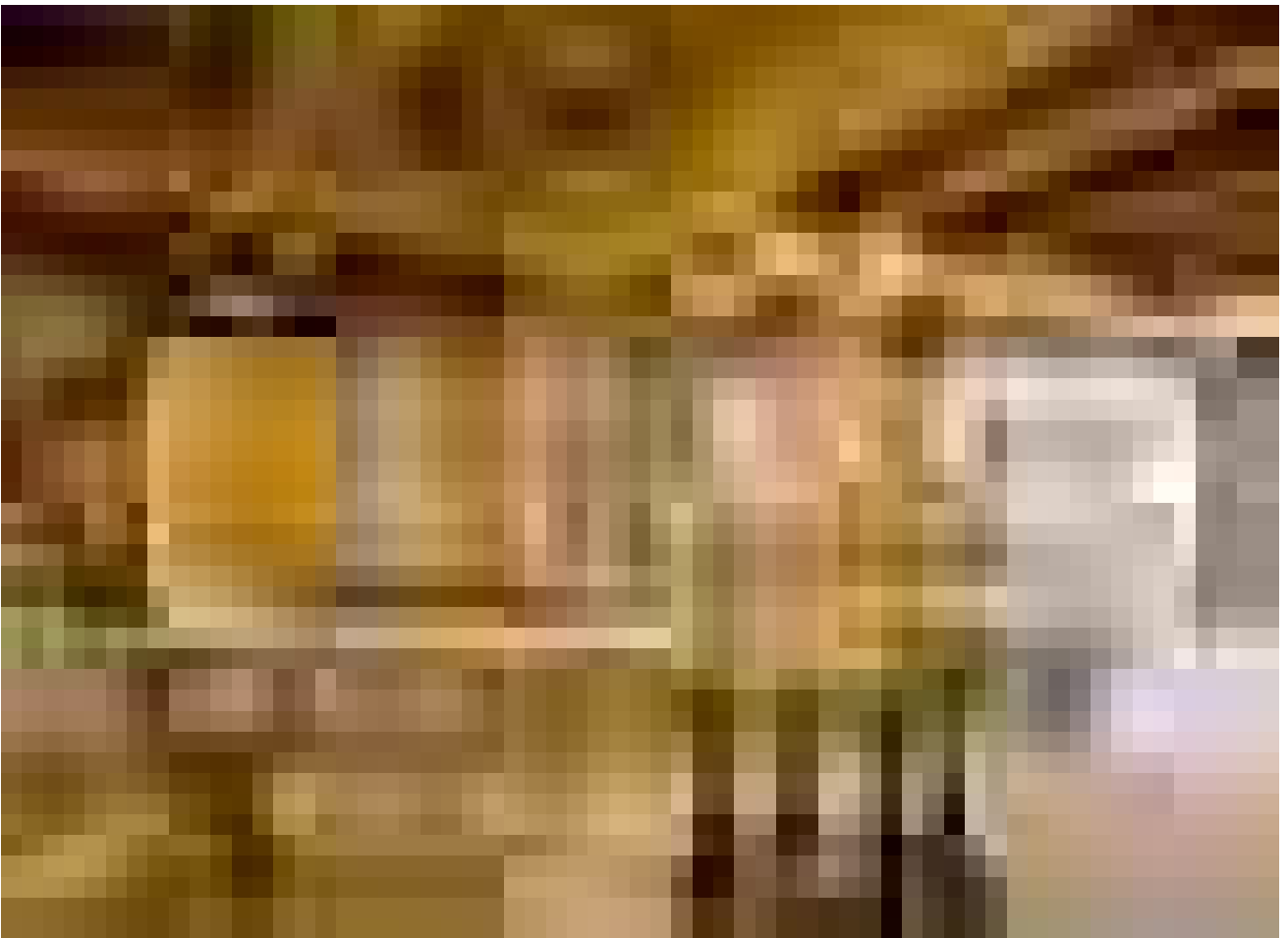
Dank

Besonders herzlich danken möchten wir all denen, die zur Fertigstellung der Dauerausstellung durch Recherche, Mitarbeit und sonstige Hilfestellungen und Unterstützungen beigetragen haben:

Irmela Bauer, Universitätsarchiv Tübingen
Dr. Hans-Otto Binder, Tübingen
Ingrid Breuninger, Architekturbüro Leinfelden-Echterdingen
Dr. Gerd Brinkhus, Universitätsbibliothek Tübingen
Prof. Dr. Helmut Eck, Geographisches Institut
Theodor Grasberger, Architekturbüro Hechingen
Rainer Heusler, Grafikatelier Stuttgart
Udo Rauch, Stadtarchiv Tübingen
Prof. Dr. Wilfried Setzler, Kulturstiftung
Jochen Strasser, Metallbau und Konstruktionstechnik
Richard Szydlak, Geographischen Institut
Berthold Weidner, Grafikatelier Stuttgart

Die Ausstellung Texte, Bilder, Exponate

Der Marktplatz



In aller Öffentlichkeit

Der Marktplatz, Symbol für die Stadtwerdung Tübingens, bezeugt den ersten Schritt in der Entwicklung vom Dorf zur Stadt. Wann das Marktrecht verliehen wurde, ist nicht genau bekannt. 1302 wird der Marktplatz erstmals urkundlich erwähnt, Händler jedoch bereits im Jahr 1191. Die den Marktplatz umgebenden Gebäude gehören zum ältesten Baubestand der Stadt.

Das Tübinger Marktgeschehen spielte sich jedoch nicht nur auf dem zentralen Marktplatz ab, sondern erstreckte sich auf weitere Orte. Waren der Fruchtkasten, das Salzhaus oder die Pflegehöfe der Klöster Bebenhausen und Blaubeuren reine Lagerorte, so dienten beispielsweise die Lederbühne den Gerbern, die Fleisch- und Brotbänke im Rathaus den Metzgern und Bäckern, der Holzmarkt den Häfnern und Kupferschmieden und im 19. Jahrhundert den Holzhändlern als Verkaufsort ihrer jeweiligen Güter. Der Kornmarkt befand sich bis ins 20. Jahrhundert im 1453 erbauten Kornhaus. Marktordnungen regelten den Handel und für jeden Marktstand und jeden Verkauf wurden Abgaben erhoben.

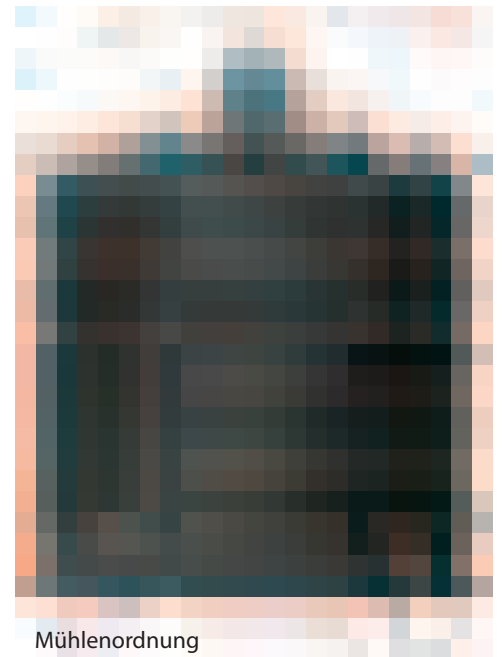
Der Markt war der einzige Warenumsatzplatz der Stadt, an dem sich die Bevölkerung mit Lebensmitteln und Artikeln des täglichen Bedarfs wie Stoff, Wolle, Leder, Holz, Pech und Tonwaren versorgen konnte. Dem Moment der öffentlichen Kontrolle des Warenaustausches kam besonders im Mittelalter eine große Bedeutung zu. Ein Kauf galt nach damaliger Anschauung nur dann als reell, wenn er in allen Einzelheiten auf dem Markt abgeschlossen wurde und auf diese Weise sichergestellt war, dass kein Betrug vorlag.

Die öffentlichen Plätze Tübingens waren immer Treffpunkte und Orte der Begegnung zwischen Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft, zwischen Männern und Frauen, zwischen Bürgern und Reisenden. Der Marktplatz als ein besonderer Platz vereinte zudem eine Vielzahl von Funktionen: er war Ort der Kommunikation, Zentrum des Handels und Versammlungsplatz.

Der Kornmarkt

Ab dem Ende des 13. Jahrhunderts begannen die Städte im südwestdeutschen Raum, separate Gebäude für den Getreidehandel einzurichten, in denen Kauf und Verkauf des Brotgetreides coram publico – unter amtlicher Aufsicht – abgewickelt wurden. Bereits in der ersten Landesordnung von 1495 war festgelegt, dass die Untertanen ihre Feldfrüchte auf den Markt führen und dort verkaufen mussten. Das Kornhaus war ab 1453 der zentrale Kornmarkt für Tübingen und zugleich ein Handelsplatz von regionaler Bedeutung.

Eine Vielzahl von Berufen war in den Korn- und Brothandel eingebunden: Müller mahlen das Korn, Kornmesser beaufsichtigten das Geschehen auf dem Markt, Brotbeschauer prüften das Gewicht und den Preis der angebotenen Brote, Waag- und Eichmeister hatten auf den ordnungsgemäßen Zustand der öffentlichen Waagen zu achten.



Mühlenordnung

Tübingen, 7. März 1792
Holz, bemalt
3758

Vielfältige Verordnungen regelten den Brot- und Getreidehandel. Die erste Tübinger Bäckerordnung datiert bereits auf das Jahr 1530. In dieser Mühlenordnung von 1792 wurde unter anderem festgelegt, welche Anteile dem Müller aus dem Vermahlen des Kornes zustanden.

Waagmeister

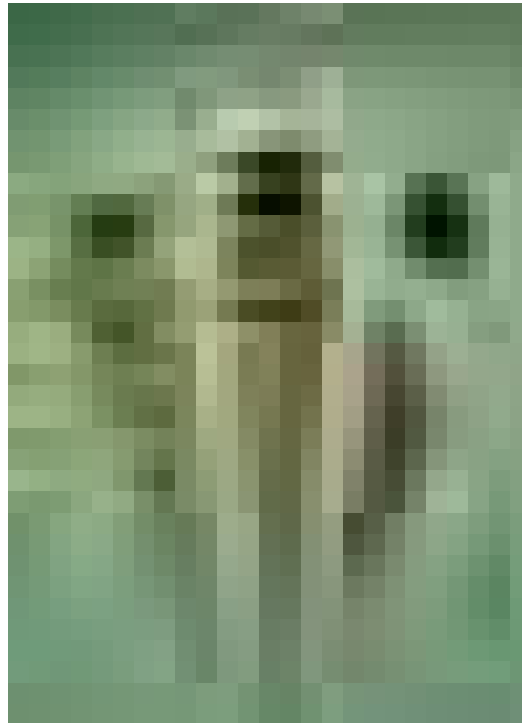
Vermutlich Tübingen,
1. Hälfte 19. Jahrhundert
Gouache
2825

Auf der Rückseite des Porträts ist vermerkt: »Der Bäckermeister und Wirt Löffler (1799–1864), städtischer Waagmeister und Zunftmeister, wohnhaft in Tübingen, Wiener-gässle 2«.

Tübinger Gewichtssätze

Tübingen, 18. und 19. Jahrhundert
Messing
2011, # 2103, # 8286

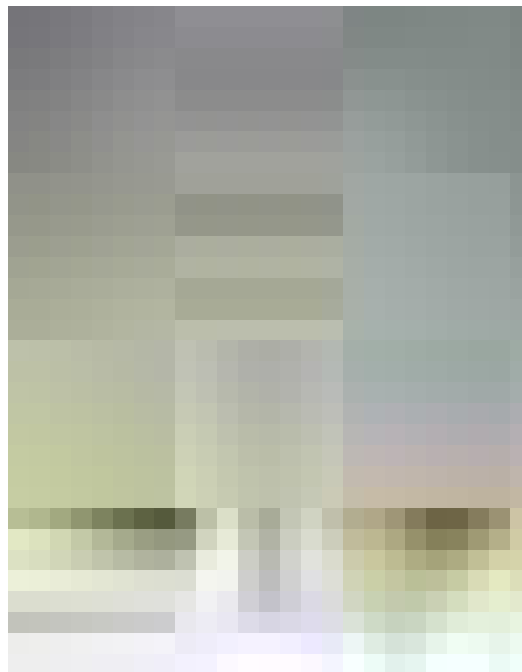
Ein vollständiger Satz besteht aus neun Teilen und ist mit verschiedenen Punzen versehen. Die großen Tübinger Gewichtssätze stammen aus dem 18., der kleine aus dem 19. Jahrhundert. Auf dem Deckel des Behälters, der zugleich das schwerste Gewicht darstellt, sind zwei Punzen zu sehen, die das Tübinger Stadtwappen und die württembergischen Hirschstangen zeigen. Das Behältnis eines großen Gewichtssatzes ist am Boden mit »16« gekennzeichnet. Die Zahl verweist auf ein Gewicht von 16 Lot, was einem Pfund entspricht. Darauf folgen die Einsatzgewichte, die mit 8, 4, 2, 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$ Lot ausgewiesen sind.



Balkenwaage

Um 1850
Eisen, Messing
2006

Diese sogenannte Kaufmannswaage wurde zum Abwiegen kleinerer Warenmengen für den Endverbraucher verwendet. Für den Handel mit Getreide und Mehl waren große Standwaagen in Gebrauch, auf denen die Waren sackweise gewogen wurden.

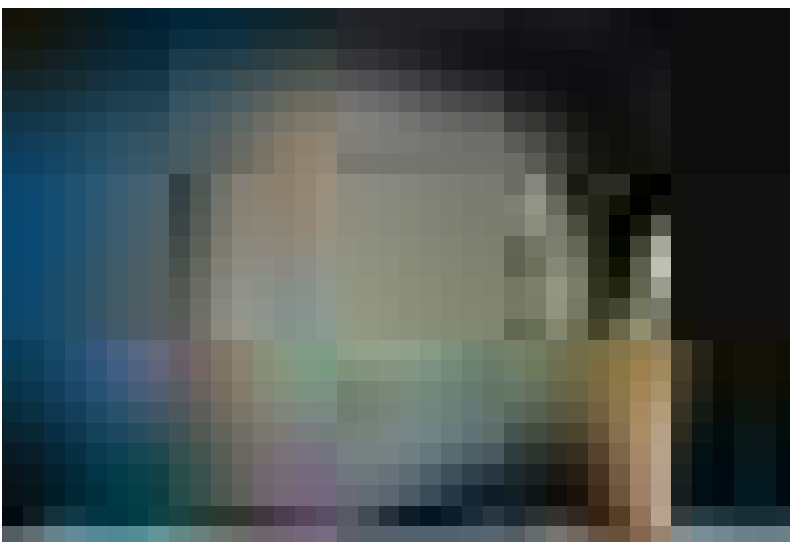




Fruchtmaße

Mitte 19. Jahrhundert
Holz, Eisen
9872 a, c, d, # 5138

Die Hohl- bzw. Streichmaße dienten der Gewichtsbestimmung des Getreides. Die Fruchtmaße hießen zum Beispiel 1 Viertel, was 0,173 Liter entspricht, 1 Ecklein für 0,692 Liter, 1 Achtelmaß, was einer Menge von 2,769 Liter entspricht oder 1 Simri für das Fassungsvermögen von 22,153 Liter. Das mit den Initialen des Besitzers »K S« bemalte Fruchtmaß fasst 20 Liter. Mit Brenneisen ins Holz gebrannt wurden die Jahreszahl der Eichung und die württembergischen Hirschstangen. Dies war bis ins 19. Jahrhundert Vorschrift, wie etwa der Maßordnung von 1806 zu entnehmen ist: Jedem Maß, das für richtig erkannt wird, ist »zum Beweis der geschehenen Besichtigung die Jahreszahl aufzu-



Großes Sieb und Schaufel

19. Jahrhundert
Holz
11249, # 6484

Das große Sieb hat sich zusammen mit anderen landwirtschaftlichen Geräten und verschiedenen Fruchtmaßen im Besitz von Rosa Klett in der Haaggasse 19 erhalten.

Die Mehlschaufel wurde beim Abfüllen beziehungsweise Abwiegen kleinerer Mengen von Getreide oder Mehl verwendet.

Hunger und Not

Hungersnöte und Teuerungswellen begleiten die Geschichte bis ins 20. Jahrhundert. So sind etwa das Jahr 1530, der Dreißigjährige Krieg von 1618 bis 1648 oder die Jahre 1811 bis 1817 als Hungerjahre in die historische Überlieferung Württembergs und Tübingens eingegangen. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts deckte das Getreide achtzig Prozent des Nahrungsbedarfs, so dass witterungs- oder kriegsbedingte Ernteausfälle Hunger und Not auslösten. Als in Württemberg von 1810 bis 1817 die Nahrungsmittelpreise um das fünffache stiegen, empfahl 1813 der Tübinger Professor Autenrieth sogar, den Getreidemangel mit Brot aus Holzmehl zu überwinden.

Teuerungstafel

Tübingen, 1530
Sandstein
Reproduktion
11144

Die Tafel, deren Original ursprünglich am Lustnauer Tor in der Stadtmauer saß und sich heute noch in der Mauer an der Mülhstraße befindet, verweist auf die siebenjährige Teuerung in den Jahren 1528 bis 1535. Die auf der Tafel für das Jahr 1530 festgehaltenen Preise für die Grundnahrungsmittel sind im Vergleich zur Zeit vor 1528 um etwa ein Vierfaches gestiegen. Die Tafel notiert:

Anno domi 1530 habe golte (Im Jahr 1530 haben gepocht):

1 Malter Kern (Korn, vermutlich Dinkel) von 4 bis über 4 1/2 Gulden

1 Malter Rocken (Roggen) von 3 Gulden bis auf 4 Gulden

1 Malter Haber (Hafer) 1 Gulden 1 Ort (1 1/4 Gulden)

1 Scheibe Salltz (Salz) 2 Gulden 1 Ort (21/4 Gulden)

1 Pfond Schmaltz (Schmalz) 14 Pfennig

1 Maß allts Weins (alten Weins) 9 Pfennig

1 Maß nuws Wins (neuen Weins) nit ger (nicht ganz) 3 Heller

Das alles geweirt by 1 Jar und doch vor und nach chär geweißt (Dies alles währte 1 Jahr und doch davor und da nach ist es auch teuer gewesen).





Gedenkblatt

Württemberg, 1817
Buchdruck
8046 s

Der Einblattdruck hat sich in der Zunftlade der Tübinger Goldschmiede erhalten. Das in großen Auflagen hergestellte Erinnerungsblatt auf die große Teuerung der Jahre 1816/17 beginnt mit folgendem Wortlaut: »Zur dankbaren Erinnerung der Güte Gottes welche der allgemein unerhörten Theuerung durch eine gesegnete Erndte ein Ziel setzte, im Jahr 1817«. Weiter ist dokumentiert: Die Teuerung erstreckte sich über den größten Teil Europas, für die deutschen Staaten wurde russisches Getreide gekauft und importiert, »viele Ackerbauern aßen Gras oder Holzbrot«.

Gedenkmedaillen

Württemberg, 1817
Messing; Messing, versilbert; Zinn
3733 a-g

Die Erinnerungsmedaillen, auch Hungertaler genannt, verzeichnen die Teuerung der Jahre 1816/17 in Württemberg.

Oben:

Die Vorderseite, mit dem Motiv einer stillenden Mutter mit zwei Kindern trägt die Umschrift »O gieb mir Brod mich hungert«. Auf der Rückseite steht der Spruch: »Verzaget nicht Gott lebet noch«. Um das Motiv der Waage wurden Höchstpreise notiert, unter anderem: »1 Maas Bier 8 1/2 Kreuzer«.

Mitte:

Die Vorderseite dieses Medaillentyps zeigt entweder eine Pyramide mit drei Hirschstangen im Medaillon (links) oder eine Fortunafigur.

Unten:

Die Rückseite der zuvor geschilderten Erinnerungsmedaillen listet verschiedene Höchstpreise für Grundnahrungsmittel von 1816/17 auf.



Brunnen

Gegenüber:

Der Marktbrunnen

Ernst Kielwein
Tübingen, 1879
Zeichnung, koloriert
549

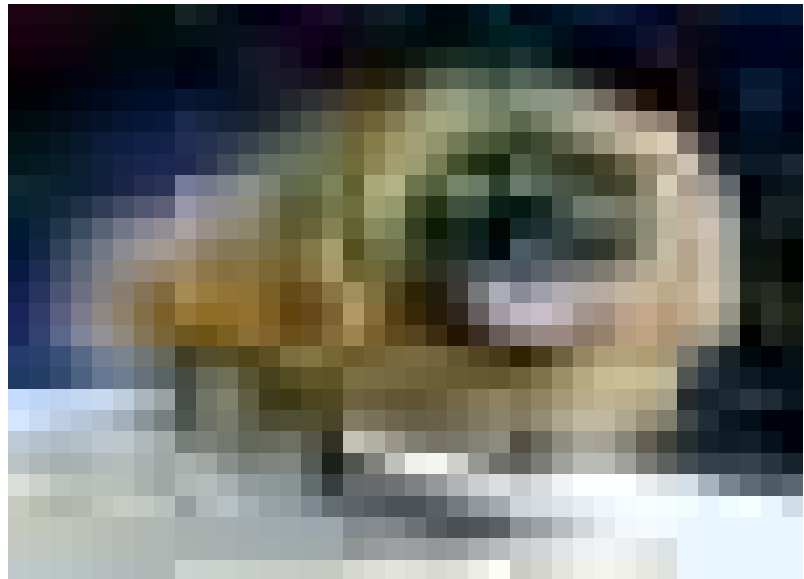
Der Marktbrunnen wurde 1617 als repräsentatives Bauwerk der Renaissance vom württembergischen Baumeister Heinrich Schickhardt (1558–1635) nach Bologneser Vorbild entworfen. Ein Vierröhren-Brunnen aus Stein, über dessen Trog sich ein bemalter Brunnenstock mit reicher Figurengruppe erhob, ziert seitdem den Marktplatz. Die Figuren – Neptun, Nymphen und Nereiden – stammen von dem Stuttgarter Bildhauer Georg Müller. 1948 wurde der Brunnen als erstes öffentliches Bauwerk nach dem Zweiten Weltkrieg vollständig renoviert. Die Zeichnung zeigt im Maßstab 1:10 den Originalzustand des Brunnens in einer Ansicht sowie in einem halben Grundriss den Brunnenkasten.

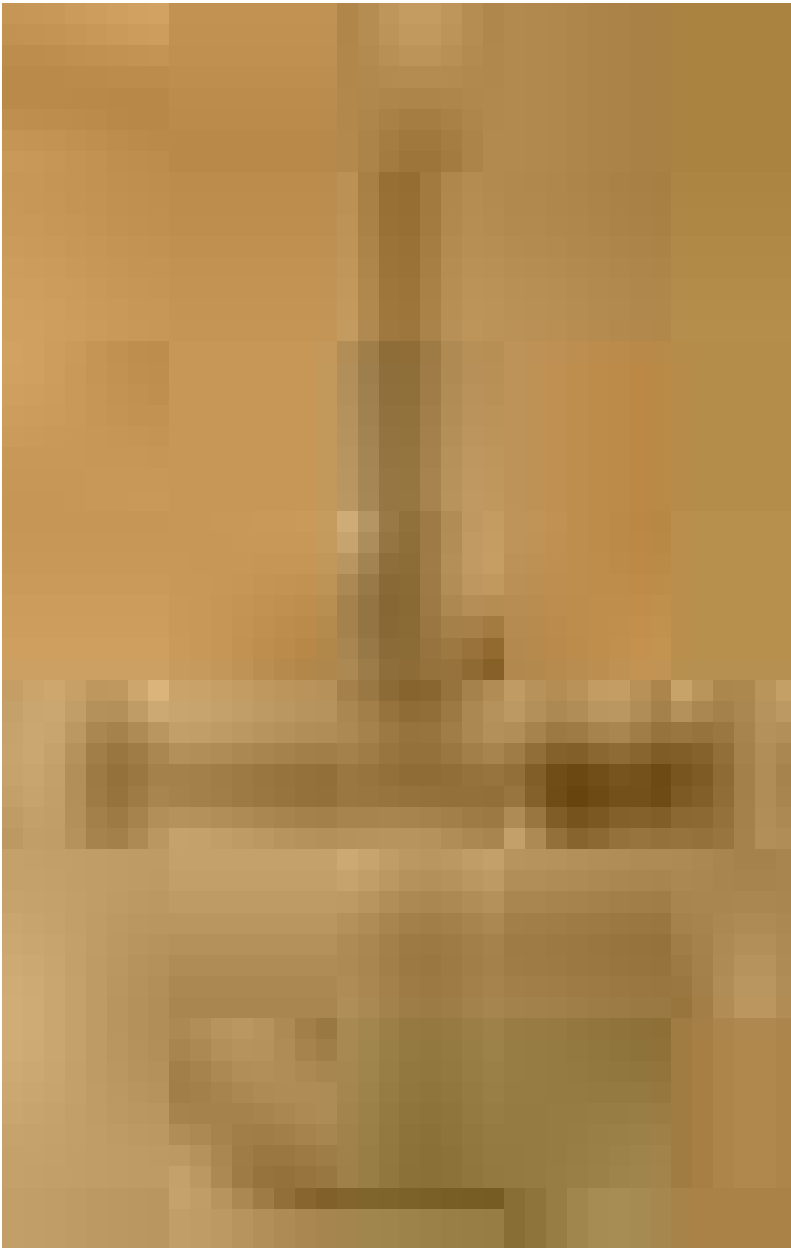
Teichel

Tübingen
Holz, Eisen
11247

Das Wasserleitungssystem der Stadt bestand bis ins 19. Jahrhundert aus hölzernen Teicheln. Es handelt sich dabei um ausgehöhlte Baumstämme wie diesen, in deren Innerem eine Metallröhre verläuft.

Die Versorgung der Bevölkerung mit Trinkwasser erfolgte – teilweise bis ins 20. Jahrhundert – durch die öffentlichen Brunnen, von denen die Stadt im 19. Jahrhundert 85 besaß. Acht große Leitungen führten das Wasser aus Quellen beziehungsweise aus Brunnenstuben in die Stadt. In manchen Brunnen schwammen zum Beweis der guten Wasserqualität Fische. Über die Reinhaltung des Trinkwassers und die Funktionsfähigkeit der Brunnen wachten die Brunnenmeister. Die Verunreinigung oder Vergiftung des Brunnenwassers galt als ein Delikt, auf das höchste Strafen standen.

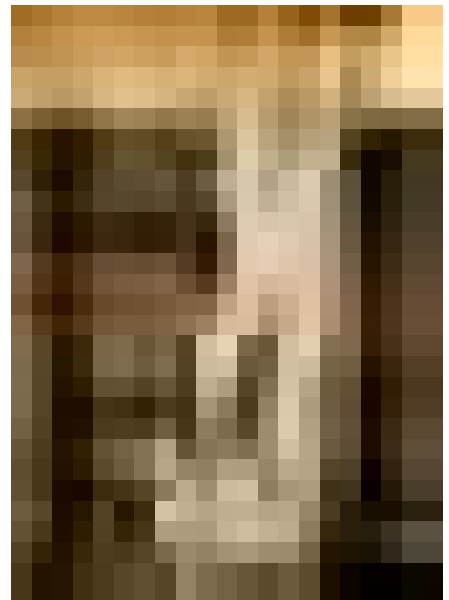




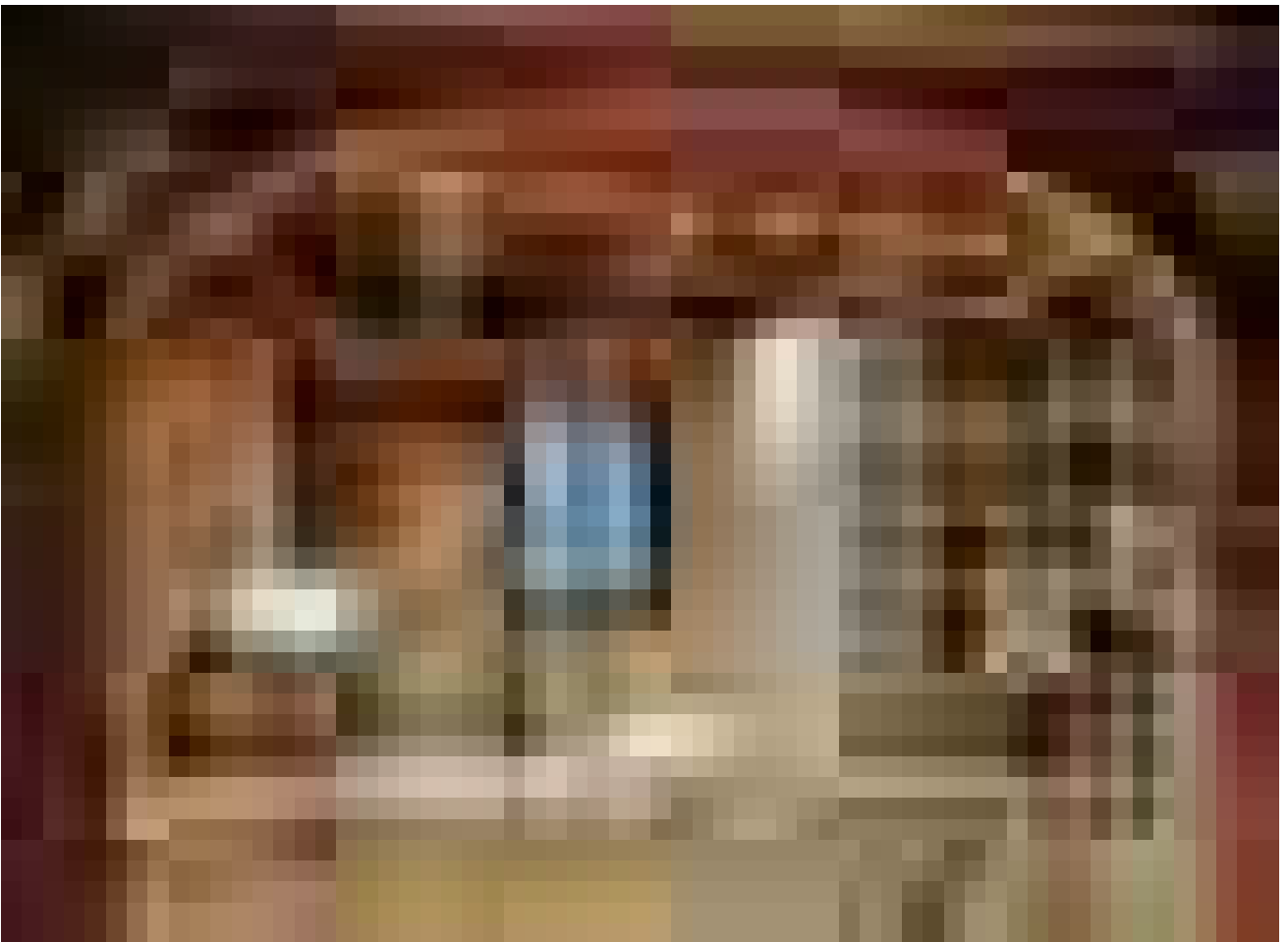
Figur des Neptun

Georg Müller
1617
Sandstein
#11240

Von der Originalfigur, die den Rathausbrunnen ab 1617 schmückte, ist nur noch ein Torso vorhanden. Bei der Restaurierung des Brunnens 1948 wurde die beschädigte Figur des römischen Meeresherrn, der mit einem Dreizack in der Hand und einem Delphin zu seinen Füßen dargestellt wurde, abgenommen und durch eine Kopie ersetzt.



Das Rathaus



Ein Zentrum der Bürgerschaft

Das Rathaus, ursprünglich ein dreigeschossiges Gebäude, wurde um 1435 erbaut. Im Erdgeschoss waren das städtische Salzlager, die Verkaufsstände der Bäcker und Metzger und später eine Gefängniszelle untergebracht. In der großen Halle des ersten Stockwerks befand sich der Verkaufsraum der Gerber, der auch als Festsaal genutzt wurde.

Im zweiten Stockwerk tagten Gericht und Rat der Stadt. Das Gericht, seit 1351 das oberste Gremium der bürgerlichen Selbstverwaltung, nahm mit seinen zwölf Mitgliedern die Interessen der Bürgerschaft wahr. Seit Ende des 15. Jahrhunderts trat der Rat mit sechs bis zwölf Mitgliedern hinzu. Diese Ämter bekleideten Angehörige der Ehrbarkeit, der städtischen Oberschicht. Erst die Gemeindeverfassung von 1818/19 änderte diese Form städtischer Selbstverwaltung.

Die wichtigsten Ämter waren die der Bürgermeister. Sie waren zuständig für die städtische Rechnungsführung und das Bauwesen. Ab etwa 1500 ist ihre Wahl durch die Mitglieder des Gerichts und aus dessen Reihen belegt. Die Oberaufsicht über die städtische Verwaltung lag bei dem vom Landesherrn eingesetzten Schultheißen oder Vogt, der ab 1759 Oberamtmann genannt wurde.

Seit 1514 hatte das württembergische Hofgericht (oberstes Appellationsgericht) seinen Sitz im 1508 neu aufgesetzten dritten Stockwerk des Rathauses.

Verwaltungsaufgaben

Gericht und Rat der Stadt waren zuständig für die Organisation aller gemeinschaftlichen Aufgaben. Dazu gehörten die Maßnahmen zur Daseinsvorsorge, wie zum Beispiel die Instandhaltung der Stadtmauern, der Straßenbau, die Wasserversorgung, die Bevorratung mit Grundnahrungsmitteln, die Vorsorge für den Brandfall, für Krankheit und Armut.



Deckelpokal

Ludwig Ditzinger
Reutlingen, 1594
Silber, teilvergoldet
3458

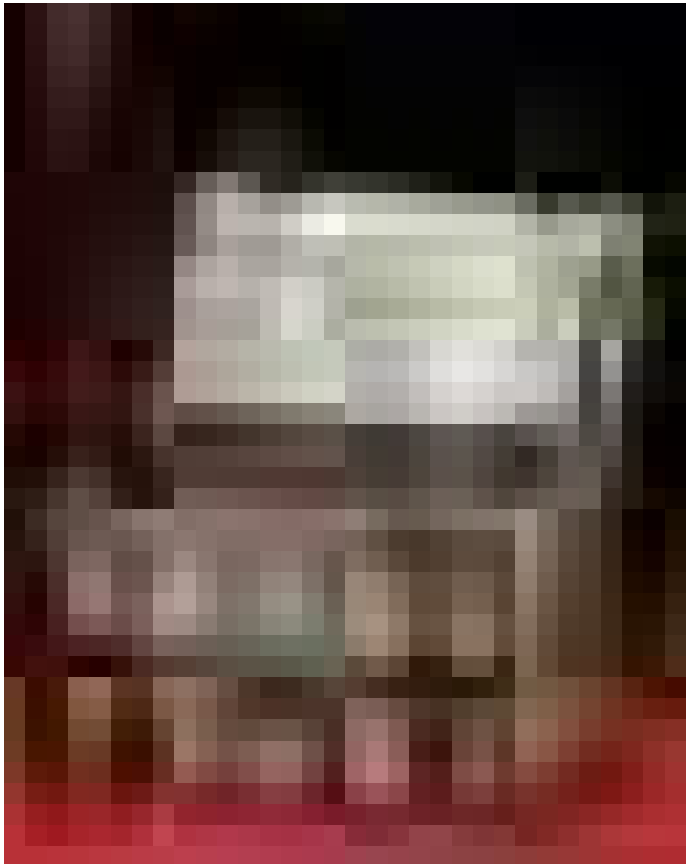
1540 vernichtete ein Brand 69 Wohnungen zwischen Marktplatz und Kornhaus sowie das Franziskanerkloster. Die Reutlinger Hilfe beim Löschen wurde 53 Jahre später mit einer ähnlichen Nachbarschaftshilfe der Tübinger gedankt.

Die Inschrift des aufwändigen Dankespokals der Reichsstadt Reutlingen an die württembergische Landstadt Tübingen für die am 3. Dezember 1593 geleistete Hilfe lobt die gutnachbarlichen Verhältnisse: »Auf Erden ist kein besser kleind/ als fridsarn aining nachpar seind...«. Die Tugenden Pax (Friede) und Concordia (Eintracht) sowie die Darstellungen von Moses und David illustrierten dies auf der Wandung.

Geldtruhe

vermutlich Tübingen, um 1680
Eisen, Stahl, späterer Ölanstrich
3486

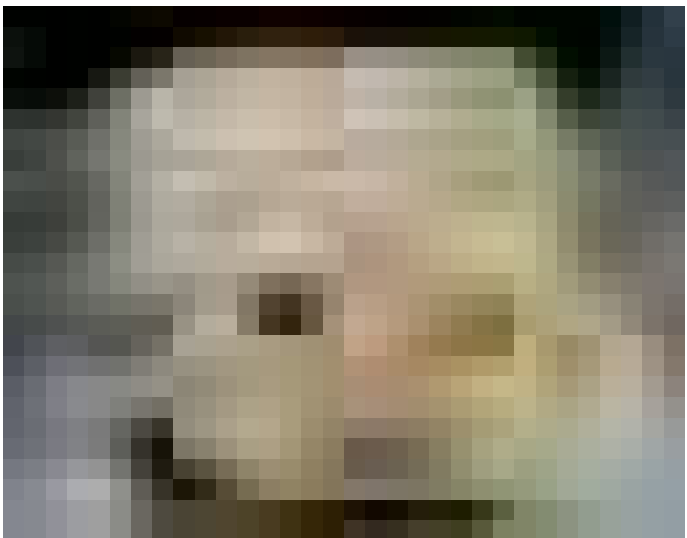
Die kräftig und aufwändig gefertigte Truhe, die zuletzt bei der Stadtkasse ihren Dienst tat, hat vorne ein falsches Schlüsselschild. Das echte, das ein Schloss mit sieben Riegeln bewegt, war bis 1945 nur mit einem Trick zu öffnen. Der Schlüssel selbst betätigte unter der fein gravierten und ehemals gebläuten inneren Abdeckplatte die Schnappriegel. Beim Einmarsch der Franzosen am 19. April 1945 brachen ehemalige Zwangsarbeiter die Kassette auf. Wiederhergestellt wurde die Truhe 1952 von Öffinger, einem Lokomotivführer



Spitalzeichen

Tübingen, vermutlich 1743
Sandstein
11248

Durch Stiftungen konnten sich die Bürger einen Platz im Spital sichern. Das Spital war die wichtigste städtische Sozialeinrichtung. Das Armen-, Waisen- und Krankenwesen sowie die Versorgung älterer oder alleinstehender Tübingerinnen und Tübinger gehörte zu seinen wichtigsten Aufgaben. Als sprechendes Symbol wählte das Spital die Hand mit dem Wecken als Zeichen. Es findet sich auch auf den Grenzsteinen, mit denen der reiche Spitalbesitz gekennzeichnet wurde.



Die Hoheit über die Zeit

Im ersten Stock des Rathauses beherrschte ab 1511 eine große Uhr die Fassade. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war der Besitz persönlicher Uhren nicht verbreitet, Kirchen- und Rathausuhr gemahnten an die Zeit: die Schließzeiten für die Stadttore, Ausgehverbote, Gottesdienstzeiten, den Marktbeginn und andere feste Stunden.



Zifferblatt

Tübingen, 1511
Tanne, bemalt
10288

Dieses Zifferblatt diente der astronomischen Uhr am Tübinger Rathaus. Es hat zwei Skalen: Zum einen zeigte es den Jahreslauf mittels der Tierkreiszeichen. Dabei ist die Gestaltung der Symbole der Herbst- und Wintermonate besonders interessant: Der Schütze wird als Zentaur dargestellt, Wassermann und Steinbock mit einem Fischschwanz. Auf dem gleichen Blatt wurde zum anderen mit dem gleichen Zeiger die wechselnde Dauer des Tages angezeigt. Diese Darstellung der Jahreszeiten war durch den Tübinger Professor Johannes Stöffler (1452–1531) erarbeitet worden. Seine Kunstuhr gab nicht nur zum Marktplatz, zur Haaggasse und im Sitzungssaal die Zeit an, sondern auch den Mondstand und eine mögliche Sonnen- oder Mondfinsternis.

Die Rückseite (o. Abb.) des schon einmal renovierten astronomischen Zifferblattes wurde – nach erheblichen Wetterschäden unbrauchbar geworden – umgedreht und als Stundenzifferblatt benutzt. Drei Farbschichten sind darauf übereinander gemalt worden, bis es vermutlich beim Umzug der Uhr vom ersten Stock in den Ziergiebel 1849 außer Betrieb genommen, aber weiterhin auf dem Dachboden des Rathauses verwahrt wurde. Durch das eingesetzte Türchen wurden die Zeiger gestellt.

Die Gerichtsbarkeit

Hals- oder Schandgeige

Tübingen, 18. Jahrhundert
Eiche, schmiedeeiserne Beschläge
3843

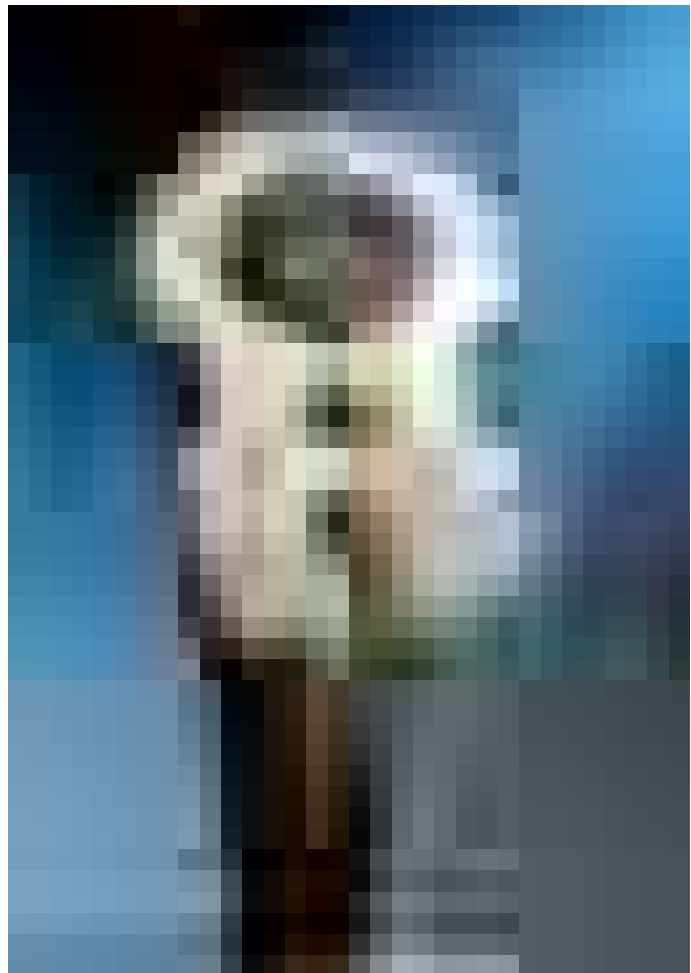
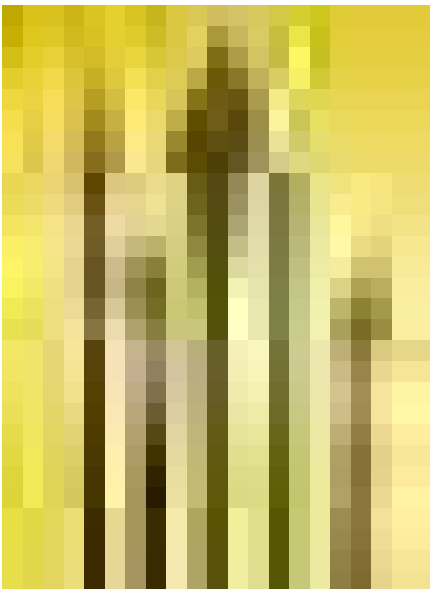
Eine seit dem Frühmittelalter übliche Strafe bestand darin, den Täter an den Pranger, also öffentlich zur Schau zu stellen. Die Verurteilten wurden dabei in Ketten oder auch Schandgeigen gelegt, mit denen Kopf und Arme festgehalten wurden.

Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war das Gericht unter Vorsitz des Schultheißen oder Vogts alleiniges Organ der städtischen Rechtsprechung. Burg und Universität hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit. Auch in Württemberg galt mit der reichsweiten Peinlichen Gerichtsbarkeit von Karl V. das Straf- und Sühneprinzip, das für Gesetzesbrüche Strafen an Leib, Ehre und Gütern kannte. Bei Verbrechen wie Mord, Bigamie und Diebstahl wurden die Schuldigen ertränkt, auf das Rad geflochten, an den Pranger gestellt oder ausgepeitscht. Auf ungebührliche Reden gegen den Landesherren, Gotteslästerung, Ehebruch und Brandstiftung standen zum Beispiel Turmarrest bei Wasser und Brot, Landesverweis oder das Verbot, Waffen zu tragen.

Schwörstäbe

Tübingen, 18. Jahrhundert
Holz, Silber
2083, # 2084, # 2086, # 2087, # 2089

Die Schwörstäbe aus altem städtischen Besitz mögen beispielsweise im Rats- oder Gerichtssaal bei Vereidigungen oder Abstimmungen Verwendung gefunden haben.





Richtschwert

16. Jahrhundert
Stahl, Eisen, Messingdraht
3759

Das schlicht gestaltete, zweihändige Schwert aus städtischem Besitz deutet zwar einerseits auf eine schon früh gemilderte Strafjustiz hin, aber andererseits auch auf die Todesstrafe als selbstverständliche Verfügung der Obrigkeit über das Leben der Untertanen.

Städtische Obrigkeit

Gegenüber:

Tübinger Wappentafel

Tübingen, frühes und mittleres
18. Jahrhundert
Tafelmalerei
581

Das annähernd quadratische Bild zeigt zwölf Wappen von Tübinger Bürgern aus einem größeren Zeitraum. Sie präsentieren sich mit allen Anzeichen einer hohen Stellung, einem eigenen Wappen und einer religiös moralischen Devise. Die Tafel lässt ein selbstbewusstes und reiches Bürgertum annehmen.

Johann Adam Christoph Kölle
(1745–1811)

um 1770
Öl auf Leinwand
1488

Kölle war von 1772 bis 1806 Bürgermeister der Stadt. Sein Bildnis gehörte zur städtischen Porträtgalerie, in der die Bürgermeister, ähnlich der universitären Professorengalerie, mit Wappen und Inschrift geschmückt dargestellt wurden. Ende des 19. Jahrhunderts wurde sie verkauft und nur dieses eine Porträt hat den Weg zurück gefunden. Das anonyme Gemälde demonstriert städtische Repräsentation und bürgerliches Selbstbewusstsein.

Männer, die das Bürgerrecht besaßen, konnten wählen und Ämter bekleiden. Frauen blieben in ihrem Bürgerrecht beschränkt: sie konnten weder wählen noch gewählt werden. Wer ein ehrbares Amt bekleidete, konnte es lebenslang ausüben. Söhne konnten den Vätern im Amt nachfolgen. Die Zahl der führenden Familien, aus denen die Richter und Räte der Stadt hervorgingen, war relativ gering. Zu dieser Schicht der Ehrbarkeit gehörten vor allem Familien, die über einen überdurchschnittlichen Besitz, Verwandtschaft mit anderen ehrbaren Familien und ein gewisses Ansehen verfügten – egal, ob sie adeliger, bürgerlicher oder bäuerlich-handwerklicher Herkunft waren.





Der Tübinger Vertrag

Gegenüber:

Urkunde des Tübinger Vertrags

Thomas Anshelm
Tübingen, 1515
Buchdruck
Reproduktion

Der Tübinger Vertrag von 1514 existiert nur noch in vier Exemplaren als Ausfertigung für die württembergischen Landstädte. Unter diesen erhielten die beiden Residenzstädte Stuttgart und Tübingen das Recht, beim Herzog um die Einberufung eines Landtags nachzusuchen. Der als württembergische Verfassung fast drei Jahrhunderte funktionierende Vertrag brachte der vermittelnden Stadt Tübingen außer dem Sitz des württembergischen Hofgerichts auch die Wappenerhöhung ein.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bildeten sich in der Grafschaft Württemberg die Anfänge einer landständischen Verfassung aus. Die nach Ständen gegliederte Vertretung des Landes setzte sich aus der Ritterschaft, den Prälaten der Klöster und den Abgeordneten der Städte und Ämter zusammen. 1514 konnten die Stände, insbesondere die Städte und Ämter, ihre Position gegenüber dem Landesherrn durch den Tübinger Vertrag mit Herzog Ulrich deutlich verbessern. Als Gegenleistung für die Unterstützung bei der Niederschlagung des Remstaler Bauernaufstandes, dem Armen Konrad, gewährte der Herzog umfassende Grund- und Mitbestimmungsrechte: zum einen die Garantie der Rechtssicherheit und der Auswanderungsfreiheit für alle Untertanen, zum anderen die Mitsprache der Landstände bei finanzpolitischen Fragen, die oftmals über Krieg und Frieden entschieden.

Wappenstein der Familie Breuning

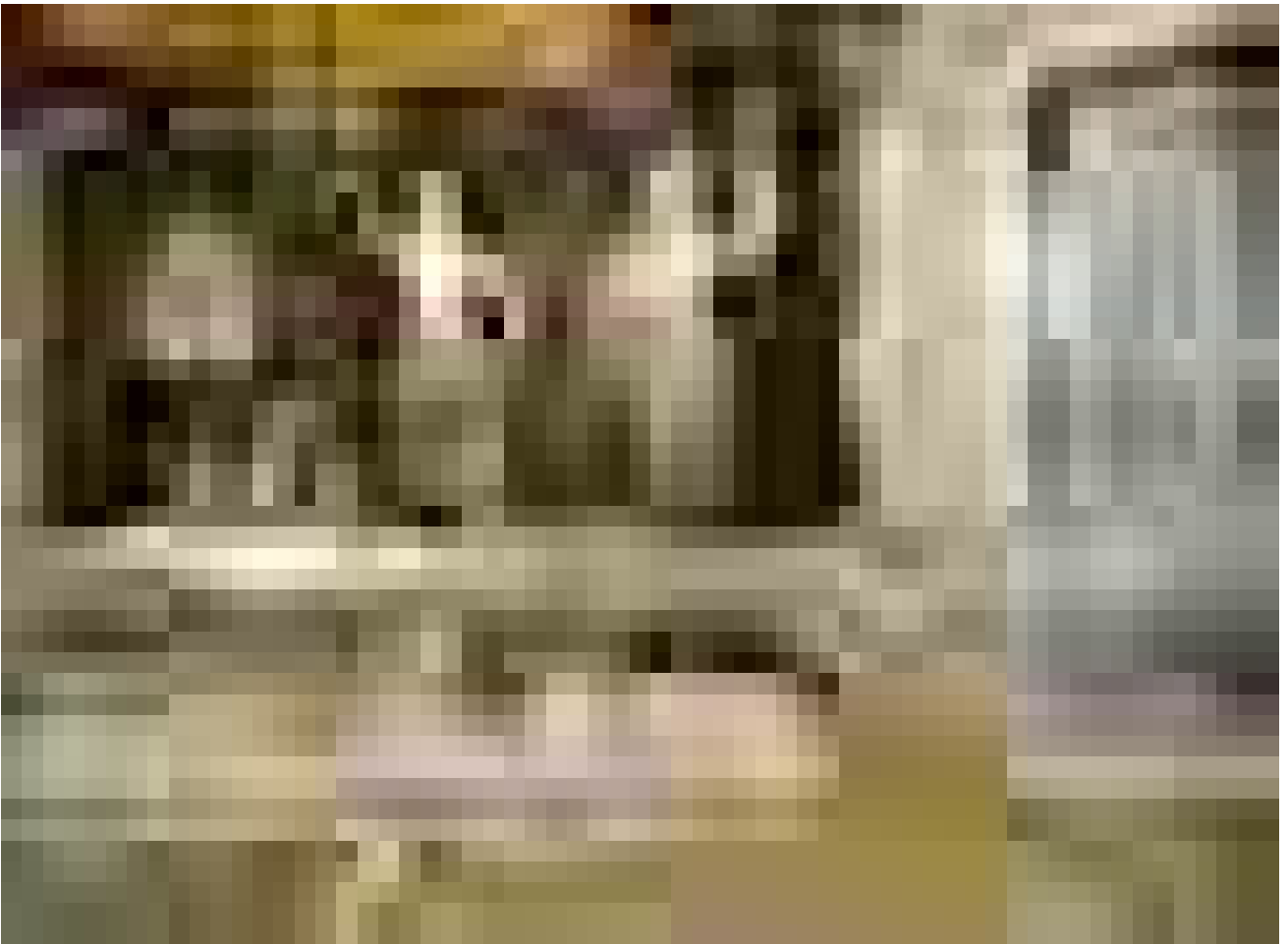
Tübingen, nach 1495
Sandstein, gefasst
4729

Der heute durch eine Kopie am Gebäude Rathausgasse 1 ersetzte, einst farbige Wappenstein des Tübinger Vogtes Konrad Breuning (um 1440–1517) erinnert an eine der mächtigsten Familien der Stadt. Sie gehörte zur Ehrbarkeit und wurde bereits 1352 erstmals erwähnt. Konrad Breuning war Spitalpfleger und als Vogt auch Mitglied des Hofgerichts und Landtagsabgeordneter. 1514 schlug er als Mitglied der Landstände den Aufstand des Armen Konrad im Remstal mit nieder und handelte den Tübinger Vertrag mit Herzog Ulrich aus. 1517 wurde er von diesem wegen Hochverrats gefoltert und hingerichtet.





Das Schloss



Wehr und Glanz

Tübingen verdankt seine Stadtwerdung den Grafen von Tübingen. Sie ließen Mitte des 11. Jahrhunderts auf dem Höhenrücken zwischen Ammertal im Norden und Neckartal im Süden eine Burg errichten. Zwischen ihr und der flachen Kuppe zur Stiftskirche hin entwickelte sich aus dem Dorf die Stadt.

Von den Grafen von Tübingen übernahm die Stadt später deren Wappen, das sie auch behielt, als sie 1342 an Württemberg verkauft wurde. Die Burg wurde im 16. Jahrhundert zur wehrhaften Schlossfestung ausgebaut, deren unteres Tor 1606/07 unter Herzog Friedrich I. als Ostbastei errichtet wurde. Das mit der Stadtmauer verbundene Schloss gehörte zu den großen Landesfestungen. Im 18. Jahrhundert verlor die seit 1482 als zweite Residenz genutzte Befestigung ihre militärische Bedeutung.

Die Tübinger Grafen – wie nach ihnen die Württemberger – hatten als Stadtherren die Gerichts-, Finanz- und Wehrhoheit. Durch die landesherrlichen Beamten, vor allem den Vogt, nahmen sie Einfluss auf die Stadtverwaltung. Zudem verlangten sie von der Stadt stets einen Beitrag zu Bewachung, Ausbau und Erhalt von Burg und Schloss.

Burg- und Schlossherren

Die Tübinger Burgherren waren die Grafen von Tübingen, die vermutlich aus dem Nordschwarzwald stammten. Ihre Burg gehörte zu den wehrhaftesten in Schwaben. Im 12. Jahrhundert wurde den Grafen von Tübingen die Pfalzgrafenwürde verliehen, wodurch sie die Gerichtsbarkeit des Herzogs von Schwaben ausüben konnten. Durch Erbteilungen, Klostergründungen und Misswirtschaft verarmten sie ab Mitte des 13. Jahrhunderts und waren gezwungen, ihren Besitz zu verkaufen. Die Grafen von Württemberg erwarben Burg und Stadt 1342. Ihnen diente Hohentübingen als Festung und Residenz



Tübinger Pfennige

Tübingen 12./13. Jahrhundert
Silber
8302 u.a.

Die im heutigen Gebäude Münzgasse 6 geprägten Münzen spiegeln Macht und Reichtum der pfalzgräflichen Herren wider. Mit einer Verbreitung von den Schwarzwaldhöhen bis über die Alb hinaus und von der Böblinger bis in die Balinger Gegend war der Tübinger Pfennig eine mächtige regionale Münze, die auch außerhalb dieses Kernlandes gefunden wurde. Der Silberpfennig wiegt etwas über ein halbes Gramm. Im Verlauf des 13. Jahrhunderts wurde er vom in Schwäbisch Hall geprägten Heller verdrängt.



Pfalzgraf Wilhelm bei der Brautwerbung

Ulm, 1486
Holzschnitt, koloriert
9771

Ein anonymes Holzschnitt in der bei Conrad Dinckmut in Ulm verlegten Schwäbischen Chronik von Thomas Lirer zeugt vom Mythos der Tübinger Pfalzgrafen. Vor dem Herrenberger Schloss hält Wilhelm von Tübingen im Kreise seiner Brüder um Barbara von Herrenberg an. Diese unbelegte Szene spricht noch am Ende des Mittelalters für die einstige Bedeutung der Tübinger Pfalzgrafen.

Christoph von Württemberg
(1515–1568)

Andreas Matthäus Wolfgang
Augsburg, Anfang 18. Jahrhundert
Kupferstich
3829

Auf Schloss Hohentübingen geboren, blieb Herzog Christoph der letzte württembergische Herrscher, der das Residenzschloss tatsächlich auch länger bewohnte. Durch das Allgemeine Landrecht, eine landständische Verfassung, und die Vollendung der Reformation gab er dem Land ein hohes Maß an Stabilität.

Stammbuch des
Erasmus von Starhemberg (1575–1648)
(o. Abb.)

Tübingen, 1589
Deckfarbenmalerei
5384

Der österreichische Adlige und Calvinist Erasmus von Starhemberg studierte in Straßburg, Tübingen und Padua. In Padua traf er Konrad von Tübingen, einen späten Nachfahren der Pfalzgrafen, der 1584 ehrenhalber 200. Rektor der Universität war. Konrad und sein Bruder Alwig verewigten sich dem Brauch entsprechend mit ihrem Wappen im Stammbuch.



Die Festung Hohentübingen

Hohentübingen gehörte bereits früh zu den bedeutenden Wehranlagen Schwabens. Schon die erste Erwähnung 1078 berichtete von der vorgeblichen Belagerung durch Kaiser Heinrich IV. Im Jahre 1164 zog Herzog Welf VII. von Bayern gegen die Stadt und wurde in der Schlacht bei Tübingen durch einen Ausfall der Verteidiger aus der sicheren Burg vor der Stadt vernichtend geschlagen. Im Dreißigjährigen Krieg wurde die mittlerweile mit zwei Toren und Zugbrücken ausgestattete Feste von bayerischen Truppen besetzt, die ihrerseits von französischen Verbänden besiegt wurden. Danach verlor Hohentübingen an Bedeutung, 1710 zog die militärische Besatzung ab.



Nicolaus Ochsenbach (1562–1626)
(o. Abb.)

1520
Kupferstich
5050

Das Porträt zeigt den Tübinger Schlosshauptmann mit seinem sprechenden Wapen im Zwickel oben rechts. Der aus einer alten Tübinger Familie stammende Ochsenbach hatte in Ungarn gegen die Türken gekämpft und in Frankreich am Hugenottenkrieg teilgenommen. 1597 wurde er Kommandant der Besatzung des Schlosses. Bekannt wurde Ochsenbach durch seine Wunderkammer, in der er Raritäten aus aller Welt gesammelt hatte.

Loblicher Eidgenossenschaft Chronik
(o. Abb.)

Brüder Wyssenbach
Zürich, 1534
Holzschnitt, koloriert
3916

Die Text- und Bildseite aus der sogenannten Stumpf-Chronik beschreibt die am Sonntag, den 6. September 1164, geschlagene Tübinger Schlacht zwischen Herzog Welf VII. und Pfalzgraf Hugo von Tübingen.

Das Tübinger Schloss

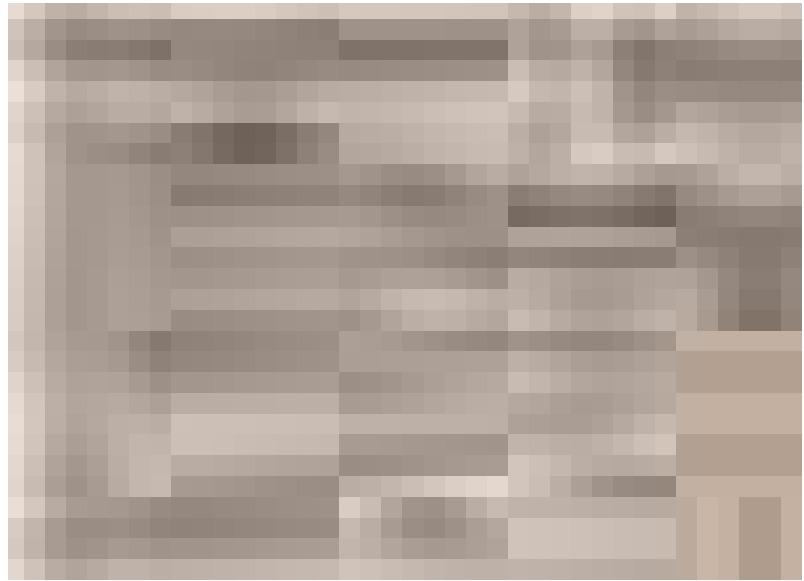
Jakob Heinrich Renz
Tübingen, um 1840
Lithographie, koloriert
1500

Diese Ansicht zeigt die Festung Hohentübingen von der Südseite.

Abriss der Statt und Vestung Hochen Tübingen

Mathias Pfister
Tübingen, vermutlich 1647
Radierung
3232

Tübingen wurde im Dreißigjährigen Krieg bayerisch besetzt. Höhepunkt der kriegerischen Auseinandersetzungen war für Tübingen die Belagerung und Eroberung durch französische Truppen. Anfang März 1647 beschossen die Franzosen das Schloss, wobei das Pulvermagazin vor dem Südostturm explodierte. Die bedrängte Besatzung ergab sich und erhielt ehrenvollen Abzug. Die Franzosen blieben bis 1649 in Tübingen. Der zerstörte Südostturm des Schlosses wurde durch den damals modernen Fünfeckturm ersetzt.



Kanonenkugel

1647
Gusseisen
Leihgabe: Universität Tübingen

Diese Zwölfpfünder-Kugel stammt von der Beschießung des Schlosses während des Dreißigjährigen Krieges.



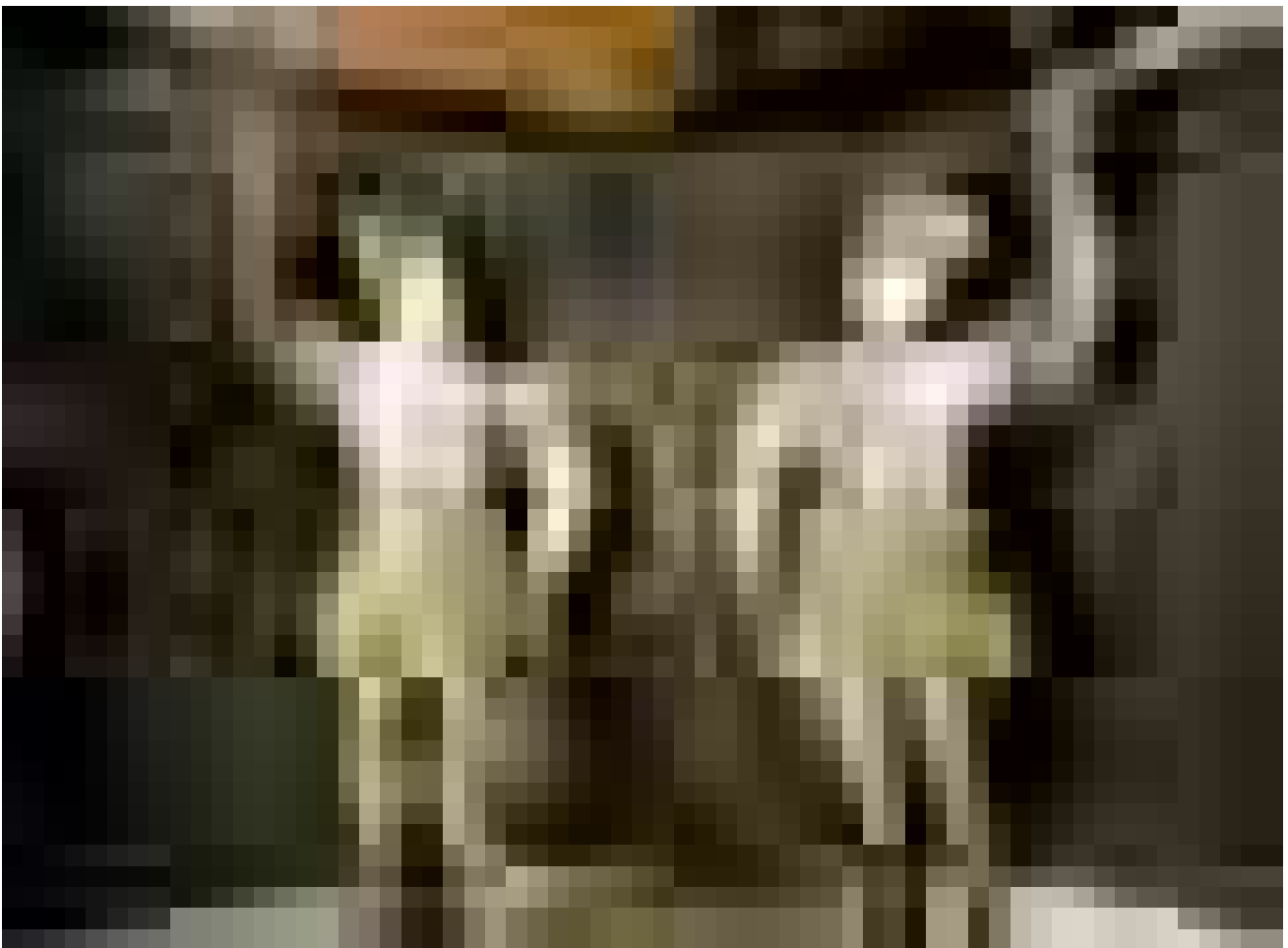
Repräsentation

Herzog Ulrich (1487–1550) begann die mittelalterliche Burg zum repräsentativen Renaissanceschloss umzubauen. 1538 wurde das reich verzierte, einem Triumphbogen nachempfundene innere Tor fertiggestellt. In Stein gehauene, von zwei Putti flankierte Wächterfiguren bewachten symbolisch den Eingang. Die prächtige, von Herzog Christoph ab 1550 eingerichtete Bibliothek, sollte geistigen Reichtum repräsentieren und den wissenschaftlichen Fortschritt fördern. Das im Schlosskeller lagernde, Mitte des 16. Jahrhunderts zweimal mit 84 000 Litern gefüllte Weinfass belegte den materiellen Reichtum des Hauses Württemberg.

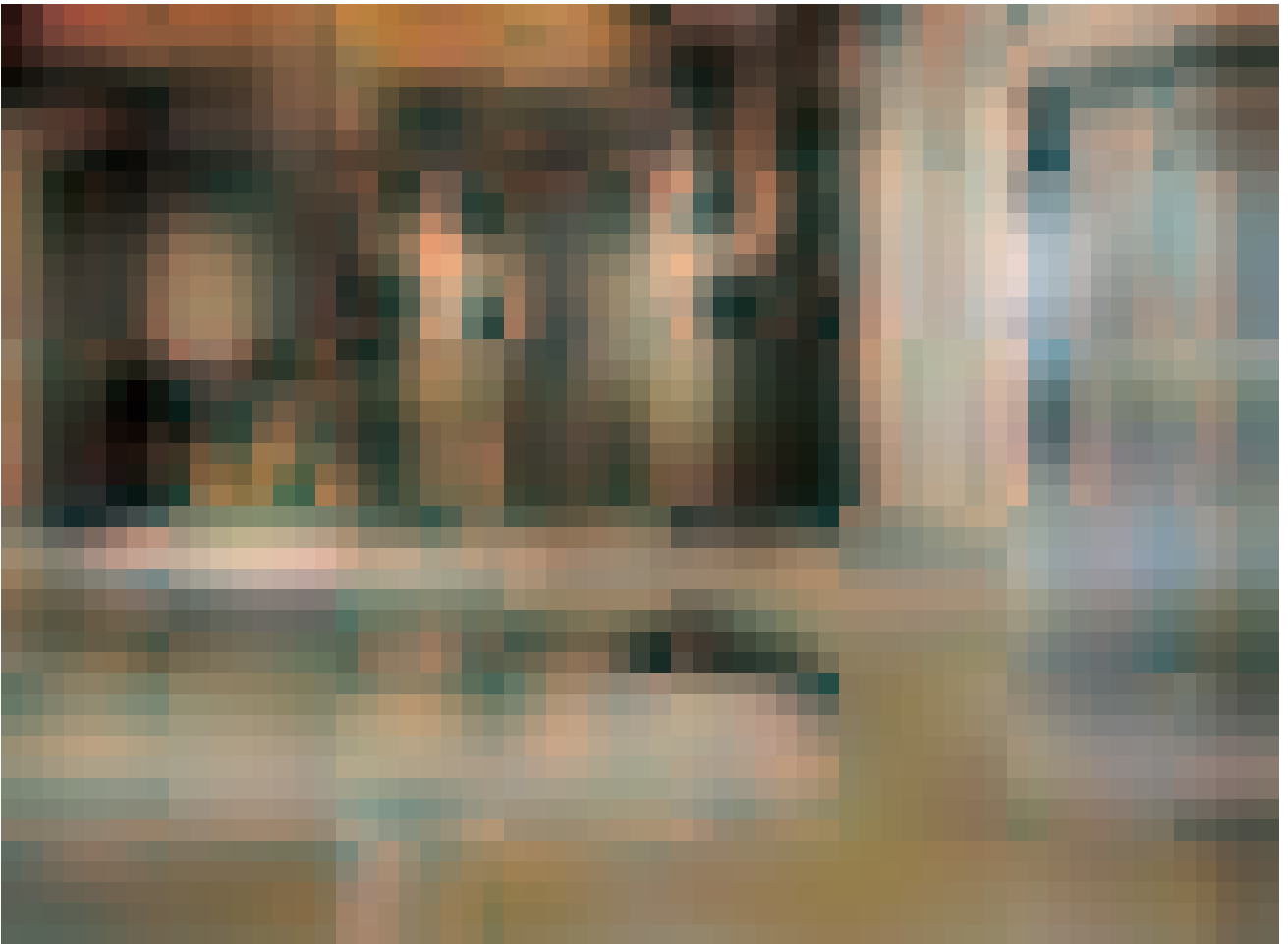
Zwei Landsknechte vom
Oberen Schlosstor

Tübingen, 1538
Sandstein
10329 a, b

Die stolze Wehrhaftigkeit des Tübinger Schlosses wird über beiden Toren durch zwei Landsknechte angedeutet. Sie zeigen auch als Torsi noch die militärische Bedeutung der Württemberger: Sie tragen deren im Mittelalter verliehene Reichssturmfahne, die sie als Vorreiter der Reichsheere auszeichnete.



Die Stiftskirche



Glaube und Macht

Die Georgskirche, um 1470 erbaut, steht an der Stelle zweier Vorgängerbauten des 11. und 12. Jahrhunderts. Neben den Heiligen Georg als Schutzpatron trat 1325 – durch die Eingliederung der Kirche in das Zisterzienserkloster Bebenhausen – dessen Schutzheilige Maria. 1476 wurden die Rechte des Sindelfinger Chorherren-Stifts auf die Tübinger Georgskirche übertragen. Dessen reiches Vermögen bildete die wirtschaftliche Grundlage für die Universitätsgründung 1477. Der Stiftspropst wurde zum Universitätskanzler, die Chorherren zu Professoren ernannt.

Die Reformation unter dem württembergischen Herzog Ulrich führte 1534 zu einer neuen konfessionellen Ordnung und zur Umgestaltung der Kirchenräume. Ein großer Teil des Inventars der Stiftskirche wurde nach Stuttgart abgeführt, die große Zahl der Altäre 1536 entfernt und der Chorraum 1537 zur fürstlichen Grablege umgewidmet. Von der Kanzel der Tübinger Stiftskirche predigten die wichtigsten Theologen der württembergischen Landeskirche.

1559 erließ Herzog Christoph als oberster Kirchenherr Württembergs die Große Kirchenordnung. Darin wurde auch die hierarchische Gliederung der Kirchenverwaltung festgeschrieben. Das Konsistorium, oberstes Gremium der Landeskirche, besetzte und kontrollierte die Pfarrstellen. Die Kirchenpflichten und die sittliche Ordnung in den Gemeinden wurden ab 1642 vom Kirchenkonvent beaufsichtigt. Er wurde vom Pfarrer oder Vogt geleitet und mit Beisitzern aus dem Rat und Gericht der Stadt besetzt.

Leitfiguren der evangelischen Kirche

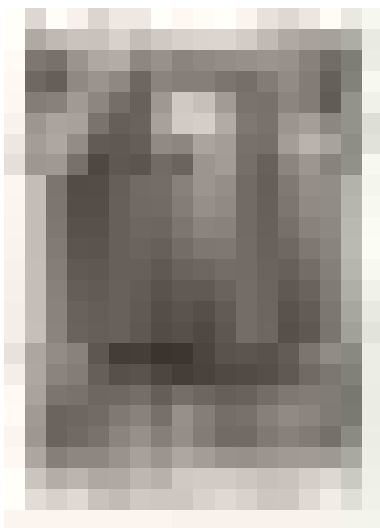
Als Reformator wirkten in Tübingen 1536 Philipp Melanchthon, 1537 Johannes Brenz und bis 1538 Ambrosius Blarer, der mit der Reformation Südwürttembergs betraut war. Am 2. September 1534 hielt er in der Stiftskirche die erste evangelische Predigt. Am folgenreichsten war das Engagement von Jakob Andreä, der später durch politischen Einfluss den Zusammenhalt der Lutheraner in ganz Deutschland garantierte. Zu den späteren Aufbruchsbewegungen zählte im 18. Jahrhundert der Pietismus, der das persönliche Gotterlebnis ins Zentrum des Glaubens stellte. Auch diese Reformbewegung fand in Tübingen ihren Ausdruck in konkurrierenden Strömungen.



Ambrosius Blarer (1492–1564)

16. Jahrhundert
Kupferstich
4398

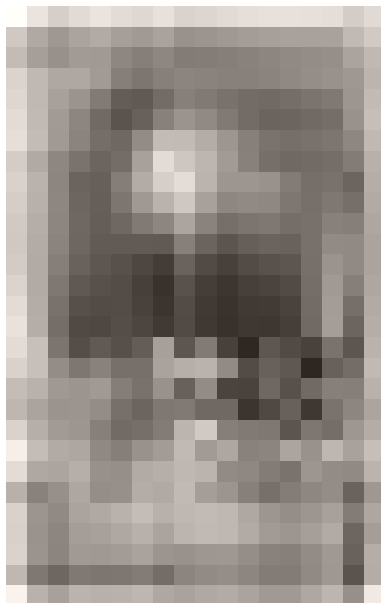
Von seiner Heimatstadt Konstanz aus wirkte er an der Reformation vieler süddeutscher Reichsstädte mit. Von 1534 bis 1538 war Blarer mit der Reformation Württembergs im Gebiet südlich der Stuttgarter Weinsteige betraut (Bild oben).



Jakob Andreä (1528–1590)

17. Jahrhundert
Kupferstich
2314

Andreä war fast 30 Jahre der politisch überaus einflussreiche Kanzler der Universität (1561–1590). Er schuf mit seiner Konkordienformel die Grundlage der württembergischen Landeskirche, wehrte den antilutheraner Einflüssen der Zwinglianer und Calvinisten (Bild unten).



Johann Albrecht Bengel (1687–1752)

Johann Jakob Heid
nach Eberhard Gottlieb Ihle
Augsburg, um 1745
Schabkunst
4232

Das zeittypische Gelehrtenporträt des ehemaligen Stiftlers und Stiftsrepetenten (1703–1713) zeigt den wirkungsmächtigsten Vertreter des schwäbischen Pietismus, der mit seinem Gnomon Novi Testamenti Generationen von Theologen einen Wegzeiger durch die Bibel geboten hat. Sein Menschenideal ist der fromme, schlichte, durch Erziehung nicht verbildete Mensch, der seine persönliche Glaubenserfahrung in der kirchlichen Gemeinschaft gewinnt und bestärkt (Bild rechts).

Gottesdienste

Eine große Zahl von Verordnungen versuchte ab 1536 die verschiedensten Bereiche des kirchlichen, des öffentlichen und privaten Lebens nach den reformatorischen Vorstellungen zu gestalten. Erst die Große Kirchenordnung von Herzog Christoph führte 1559 zur Vereinheitlichung von Lehre, Zucht und Sittlichkeit.

Die Große Kirchenordnung
Württembergs

Tübingen, 1559
Buchdruck
1271

Neben der kirchlichen Verwaltung und den Kirchenpflichten wurde die sittliche Ordnung neu geregelt. Die Eheordnung, die Rugordnung und die Kastenordnung beeinflussten den Alltag der Gemeinde ebenso wie die Einführung der Schulpflicht, eine der folgenreichsten Änderungen. Allein im Amt Tübingen wurden zwölf Dorfschulen eingerichtet. Das Augustinerkloster wurde zum herzoglichen Stift und Zentrum der württembergischen Pfarrerausbildung.



Kirchen- und Alltagsordnung

Die Messe in Latein, Rückgrat des kirchlichen Lebens vor der Reformation, wurde durch die auf Deutsch gehaltene Predigt ersetzt. Es entstanden neue Lieder und Gebete in deutscher Sprache. Das Abendmahl wurde seltener gefeiert und nun eher zum einigenden Band zwischen den Gläubigen und Gott als zwischen dem Priester und Gott. Brot und Wein für alle Gemeindemitglieder weisen auf das Selbstverständnis der Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen hin. Wer sein Leben nicht an den sittlichen Normen ausrichtete und Verfehlungen beging, konnte mit dem Ausschluss vom Abendmahl bestraft oder aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden.



Nächste Seite:

Hohe Patene

Jörg Breeg
Tübingen, 1602
Silber, vergoldet, Halbedelsteine
Leihgabe: Stiftskirchengemeinde

Das als Hostienschale gebrauchte Gefäß zeigt im sechspassigen Fuß Früchtebüschel und das Tübinger Stadtwappen. Der Nodus ist mit Blumenornamenten und Halbedelsteinen verziert: Amethyst, Rubin, Granat, Bergkristall und Hämatit.

Abendmahlskanne

Meister CA
Tübingen, 1617
Silber, vergoldet
Leihgabe: Stiftskirchengemeinde

Konisch zulaufende zylindrische Kanne, deren Deckel ein kleines Ziertürmchen trägt. Die Inschrift besagt, dass die Kanne zu Ostern 1617 übergeben und erstmals gebraucht worden ist. »Joseph Kienlin für Wür Raath und Burgermeister in Tubing.« hat sie gestiftet.

Abendmahlskanne

Meister MH
Tübingen, 1671
Silber, vergoldet
Leihgabe: Stiftskirchengemeinde

Diese Kanne kopiert die 55 Jahre ältere genau. Der Bürgermeister Lorenz Kienlin stammte aus der gleichen ehrbaren Familie wie Joseph Kienlin. Am Vorabend des Jahres 1772 übergab er die Kanne, die beim Neujahrgottesdienst eingeweiht wurde.



Ausdruck des Glaubens

Die Bilder- und Heiligenverehrung galt vor der Reformation als Ausdruck des Glaubens. Der reformatorische Bildersturm, bestärkt durch die Beratungen beim Uracher Götzentag 1538, verbannte die nach der neuen Lehre als anstößig empfundenen Bilder aus den Kirchen. Im Zentrum des Glaubens sollte Gottes Wort stehen. Neben die Verkündigung durch die Predigt trat die Lektüre der Bibel. Martin Luthers Übersetzung aus dem Lateinischen, als Gesamtbibel erstmals 1534 im Druck erschienen, machte die Heilige Schrift für größere Bevölkerungskreise lesbar.

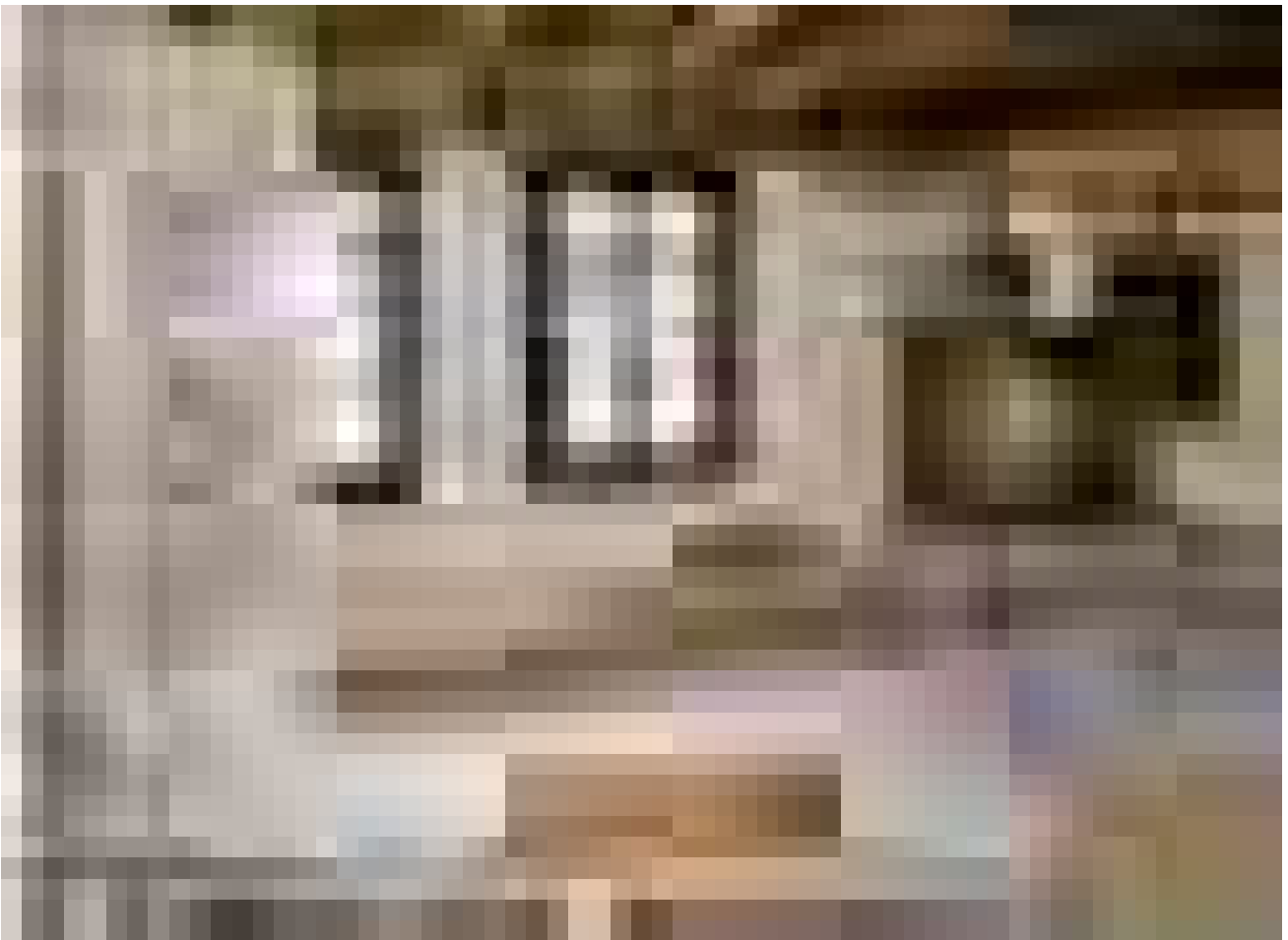


Erbärmdebild

um 1500
Sandstein
3727

Das früher wohl in einem Privathaus eingemauerte Relief des leidenden Christus zwischen Maria Magdalena und Johannes interpretiert jenen als Mitleid erregenden Menschen. Zeittypisch wurden die Figuren in der Plastik nicht überhöht, sondern naturalistisch dargestellt.

Oberstadt – Unterstadt (I)



Wer wohnt wo?

Zwischen dem Neckar, dem Schlossberg, der Ammer und der Mühlstraße liegt die Tübinger Altstadt. Vom 13. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts umschloss eine Stadtmauer dieses Geviert, in dem die Bewohner ihren unterschiedlichen Berufen nachgingen: Handwerker, Händler, Weingärtner und seit Ende des 15. Jahrhunderts auch Akademiker und Studenten. Wer es sich – wie die Angehörigen der Ehrbarkeit – leisten konnte, lebte in der Oberstadt. Er suchte die Nähe der Stiftskirche oder des Marktplatzes und mied die Umgebung des Ammerkanals mit seinen stinkenden Gerbereien und Metzgereien.

Im 17. und 18. Jahrhundert wohnten Professoren, wohlhabende Handwerksmeister und Kaufleute oberhalb der feuchten Niederung. Die Akademiker residierten vor allem in der Münzgasse, der Neckarhalde und beim Hafenmarkt. Handel- und Gewerbetreibende sowie reiche Handwerker ließen sich vor allem in der Kirch-, Markt-, Hirsch- und der oberen Haaggasse nieder.

Jenseits des Ammerkanals, in der Unterstadt, war die Heimat der einfacheren Handwerker und der Weingärtner. Arm und reich lagen dort manchmal dicht beieinander. Es gab Metzger, Küfer oder Weinbauern, die um 1600 zu Reichtum gekommen waren, während in der Nachbarschaft meist mehrere Familien unter dem Dach eines kleinen Hauses ihr Auskommen suchten. Dachstube und Kammer blieben bis ins 19. Jahrhundert jenen als Wohnstätte, die etwa als Dienstboten in Abhängigkeit standen.

Die Klöster als Vorbild

Viele Techniken zur Ausstattung von Wohnhäusern waren von der Kunstfertigkeit klösterlicher Werkstätten inspiriert. Diese produzierten Baustoffe aller Art, wie Bodenfliesen, Dachziegel oder Ofenplatten. Anfangs nur für den eigenen Gebrauch geschaffen, beeinflussten diese Ton- und Eisenwaren die einfachen Handwerker und dienten Adligen und Bürgern oft als gestalterisches Vorbild.

Bodenbelag

Im frühen Mittelalter wurden die Böden der Häuser allenfalls mit Lehm gestampft oder mit einem Kalkestrich geglättet. Im hohen Mittelalter begann man Klöster, Kirchen und später auch Wohnhäuser mit gebrannten Tonfliesen auszustatten. Aufwändigere Fußböden mit verzierten Fliesen wurden seit Mitte des 12. Jahrhunderts gestaltet. Die Technik der Fliesenproduktion wurde im Mittelalter durch den Zisterzienserorden verbreitet.



Bodenfliese

Vermutlich Tübingen, 15. Jahrhundert
Ton, unglasiert
10043

Die aus Ton geformte, etwa drei Zentimeter starke Fliese ist mit einem Ornament verziert. Das mit einem Model geformte Flachrelief zeigt ein streng geometrisches Muster. Zwei gerade und zwei geschwungene, sich verflechtende Bänder sind so angelegt, dass sich die Zeichnung über die benachbarten Fliesen fortsetzen kann. Für die Gestaltung der Fliese diente offenbar ein Bodenbelag im Kloster Bebenhausen als Vorbild, der heute noch im dortigen Dormitorium erhalten ist. Die Zisterziensermönche vor den Toren der Stadt Tübingen produzierten bis in die Zeit der Reformation Tonwaren in ihrer Ziegelei am Rittweg. Die Tübinger Ziegler saßen im Ammertal unterhalb Tübingens, das bis 1845 noch das »Ziegeltäle« hieß. Vermutlich hat einer von ihnen den Gipsabdruck einer Bebenhäuser Fliese als Model benutzt. So ließe sich die spiegelbildliche Umkehrung des Musters erklären, das die Fliese aufweist. Gefunden wurde die Bodenplatte im Haus Kirchgasse 10. Es handelt sich um ein spätmittelalterliches Bürgerhaus, in dem die Fliese vermutlich im 15. Jahrhundert als Teil eines Bodenbelags verlegt wurde.

Dachdeckung

Bis ins späte Mittelalter waren die meisten Wohnhäuser mit Holzschindeln oder Stroh gedeckt. Zu dieser Zeit begann die Ziegelproduktion in den Klöstern mit der Herstellung von Hohlziegeln. In Süddeutschland, wo die Tradition der steifen Dächer vorherrschte, setzte sich der flache oder Biberschwanz-Ziegel durch, der mittels eines kleinen Dorns auf seiner Unterseite an der Dachlatte befestigt wurde. Die Flachziegel wurden häufig mit Modellen, Holzgriffeln oder von Hand mit Mustern und Motiven verziert.

Dachziegel

Tübingen, 1706
Gebrannter Ton, teilweise glasiert
10299 e

Eingeritzt in der grün glasierten Fläche
»Jakob Kisling« und die Jahreszahl »1706«.
Bei dem Namensträger handelt es sich um
einen Zimmergesellen.

Dachziegel

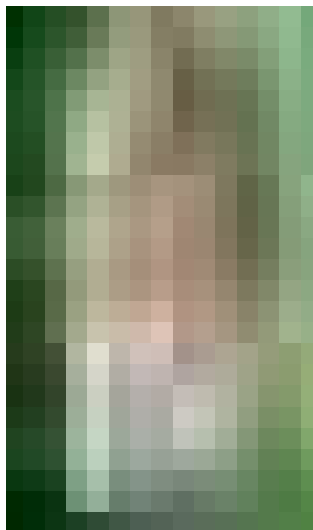
Tübingen, 1772
Gebrannter Ton, unglasiert
10299 b

Mit reicher Dekoration versehener Ziegel,
der stilisierte Vögel, Schlangenlinien und
die Initialen »HK« mit der Jahreszahl 1772
trägt. Das Vogelmotiv steht oft für den
Hahn, der an die Verleugnung Christi durch
Petrus erinnern soll oder für den »Roten
Hahn«, ein Symbol der Feuersbrunst.

Dachziegel

Tübingen, 1847
Gebrannter Ton, unglasiert
10094

Der Ziegel zeigt am oberen Rand drei
querlaufende Vertiefungen, die mit den
Fingern gezogen wurden. Sonnenartige
Motive, halb- und viertelkreisförmig, um-
rahmen links und rechts eine Inschrift:
»Karl Paul – Er ist Hausherr – 24. Juni 1847
von Tübingen«. Die Sonnenmotive werden
in der Überlieferung auch »Hexenbesen«
genannt und als Abwehrzauber gedeutet.



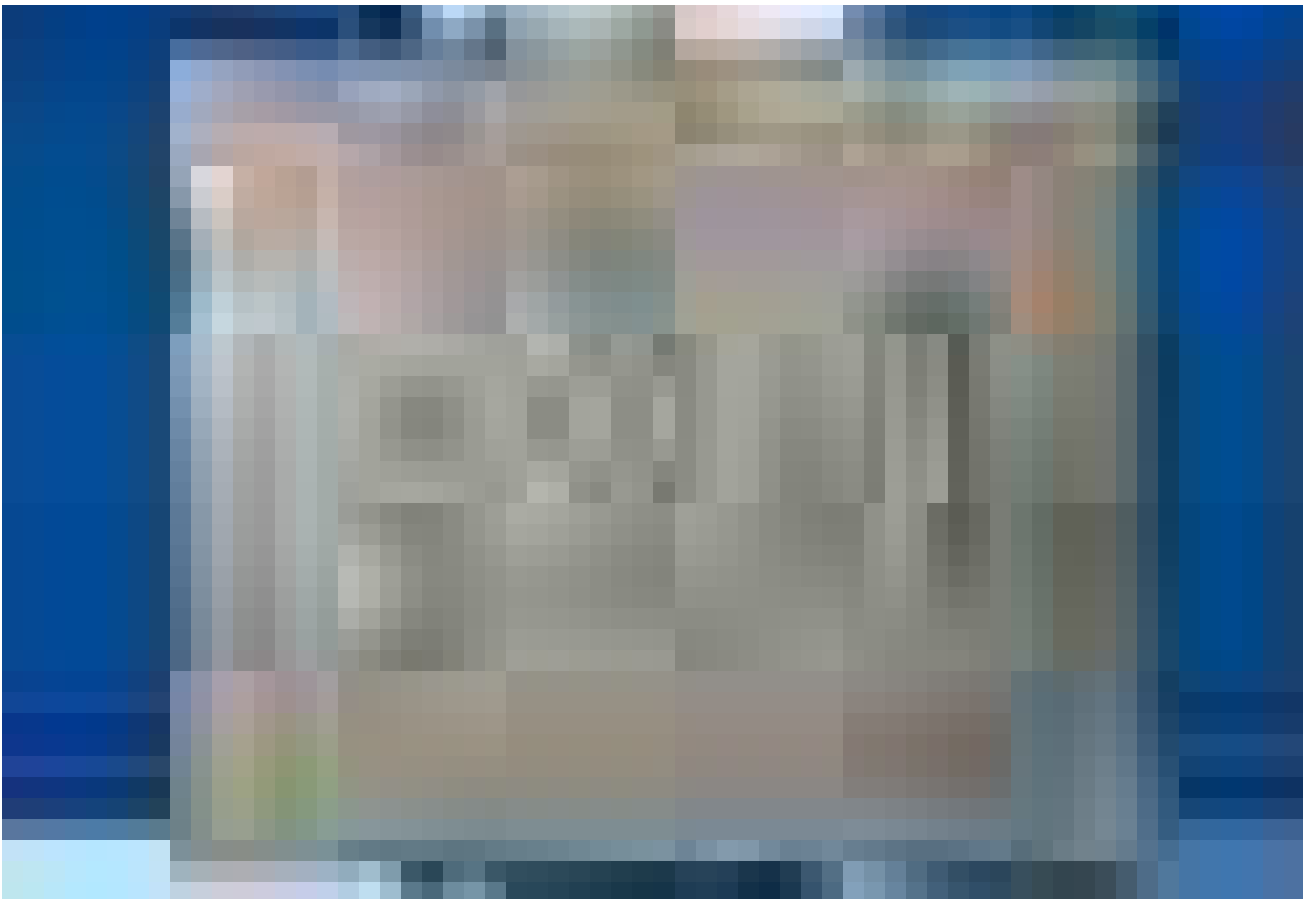
Öfen

Offene Feuerstellen gehörten im Mittelalter zum Ausbau vornehmer, mit Kaminen ausgestatteter Häuser. Sie dienten zum Kochen und Heizen zugleich. Der älteste Ofen ist ein aus rechteckigen gusseisernen Platten zusammengesetzter und auf Füßen ruhender Kasten, der gegen eine Wand im Wohnraum steht und von hinten, durch die Küche, befeuert wird. Guss-eiserne Ofenplatten wurden in Süddeutschland während des Mittelalters in den Hütten des Zisterzienserklosters Königsbronn hergestellt. Die meis-ten Hüttengründungen datieren aber auf die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Ofenplatte

18. Jahrhundert
Gusseisen
3445

Diese Platte diente als Vorderseite eines Ofens. Die dargestellte Szene zeigt eine ländliche Idylle: Flötenspieler und Tänzerin im Schatten von Bäumen, im Vordergrund ornamentale Bögen in barocker Manier. Vergleichbare Darstellungen werden als »Schäferszenen« bezeichnet. Sie spiegeln die Vorstellung der Stadtbürger vom naturverbundenen Leben der einfachen Landbevölkerung.



Bürgerliche Repräsentation

Gegenüber:

Rekonstruktionszeichnung
der Zimmerdecke

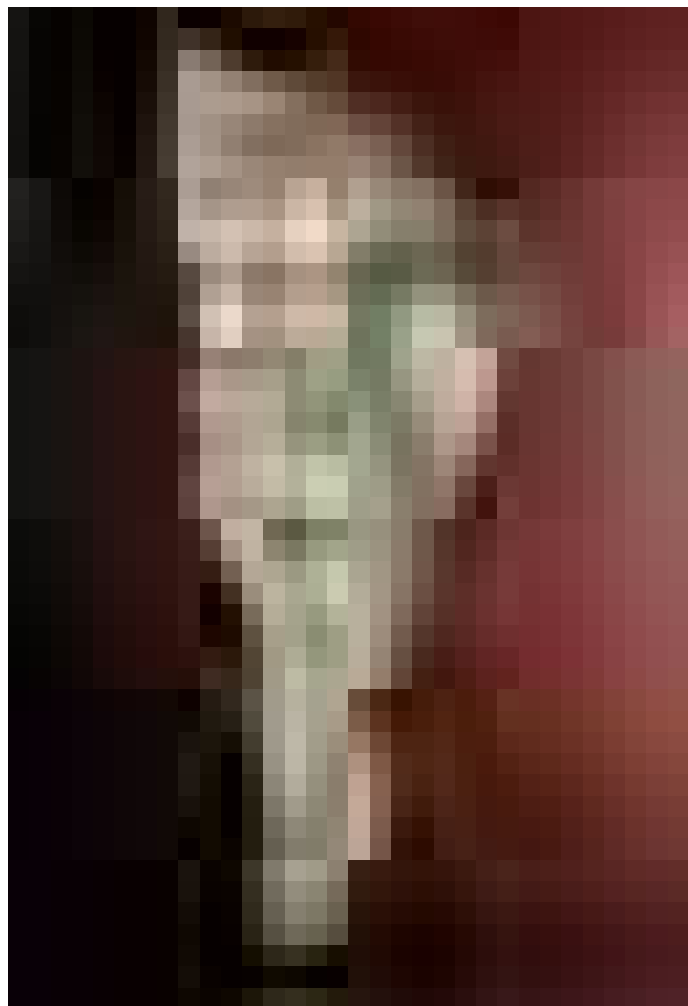
Die Maße der Decke sind mit 3,35 auf 3,80 Meter mit den Maßen des Zimmers identisch. Die Gestaltung der Decke war durch die Dachbalken vorgegeben. Sie verlaufen in Längs- und als Stichbalken in Querrichtung. Das Balkenwerk gliedert die Decke in einzelne mit Putz verfüllte Kassetten von etwa 70 auf 80 Zentimeter. Bei der Bemalung handelt es sich um den Zweitanstrich in sogenannter Secco-Technik. Das Balkenraster erscheint in roter Bemalung und ist mit weißen Pinseltupfern verziert. An den Balkenschnittpunkten befinden sich kleine Blüten in schwarzweißer Bemalung. Die Kassetten zeigen jeweils einen doppelten Rahmen in Ocker und Rot, in dessen Mitte auf einem grauen Feld abwechselnd eine Rosette und eine Arabeske in Schwarz dominieren. Die Putzdecke wurde 1983 beim Abbruch des Hauses Lazarettgasse 14 in der »guten Stube« des zweiten Obergeschosses geborgen. Das Haus befand sich vom 16. bis ins 19. Jahrhundert fast ausschließlich im Besitz von Weingärtnern. 1996 wurde die Decke mit Unterstützung des »Vereins der Freunde des Stadtmuseums e.V.« restauriert und im Museum installiert.

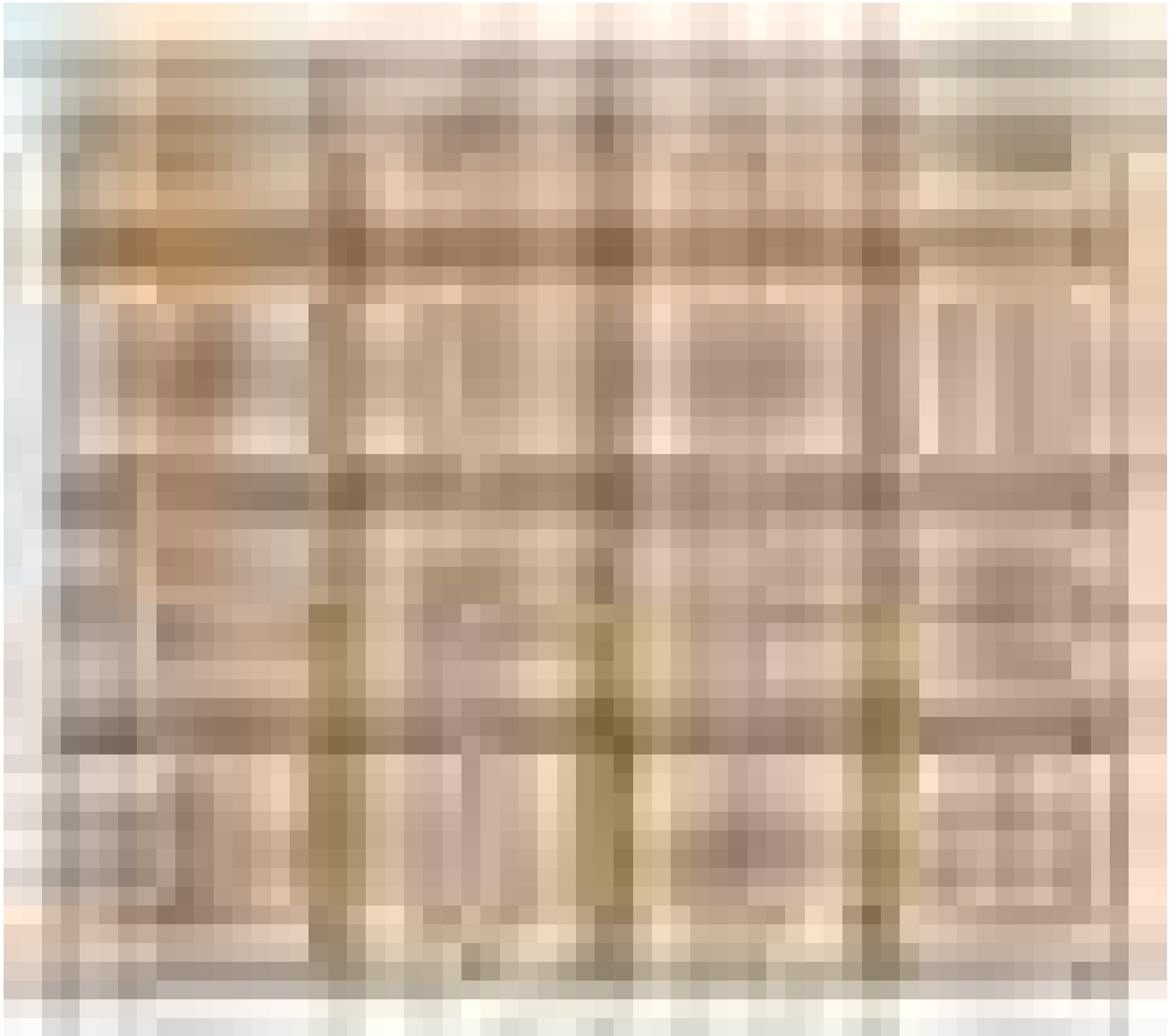
Fragment einer Zimmerdecke

Tübingen, um 1580
Kalkputz, bemalt
10422

Es handelt sich um ein Stück der Erstfassung von der Decke in der Lazarettgasse 14, das bei der Restaurierung freigelegt werden konnte.

Der Wunsch, Wohlstand, Macht und Ansehen nach außen darzustellen, lässt sich an manchen Wänden, Zimmerdecken und Türen in den Gebäuden der Stadt ablesen. Vor allem im 16. und 17. Jahrhundert wurden Häuser innen und außen vielfach mit Malereien verziert. Im Zeitraum zwischen 1542 und 1637 arbeiteten mindestens 65 Maler und immatrikulierte Gesellen in Tübingen. Zu den bekanntesten Meistern gehörte Jakob Züberlin, der 1596 im Tübinger Rathaus die Wände der Gerichtsstube gestaltete. Neben reichen Wand- und Deckengestaltungen in Bürgerhäusern der Oberstadt wurden auch in der Unterstadt repräsentative Decken entdeckt.



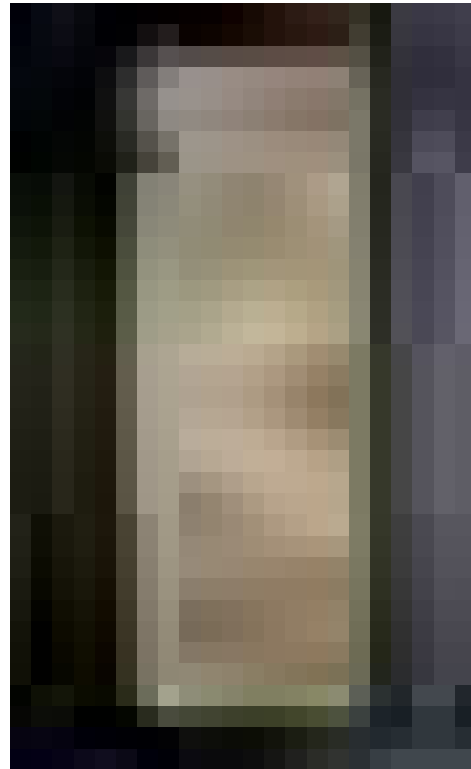


Zwei Deckenbretter

Tübingen, um 1600
Holz, bemalt
9971

Die Füllungsbretter stammen von einer bemalten Zimmerdecke, die im Ganzen nicht mehr erhalten ist.

Das Foto zeigt einen Ausschnitt der 1994 freigelegten Decke, die sich im Eingangsbereich des 1580 erbauten Hauses Collegiumsgasse 12 befand. 1584 gehörte es Andreas Laubmayer, Professor und mehrfach Rektor der Universität. Ab 1589 beherbergte das Gebäude das »Ficklerianum«, eine Art Studentenheim des Kammergerichtsadvokaten Michael Fickler, bis es sich um 1700 im Besitz des Hofgerichtsassessors Johannes Grave befand.

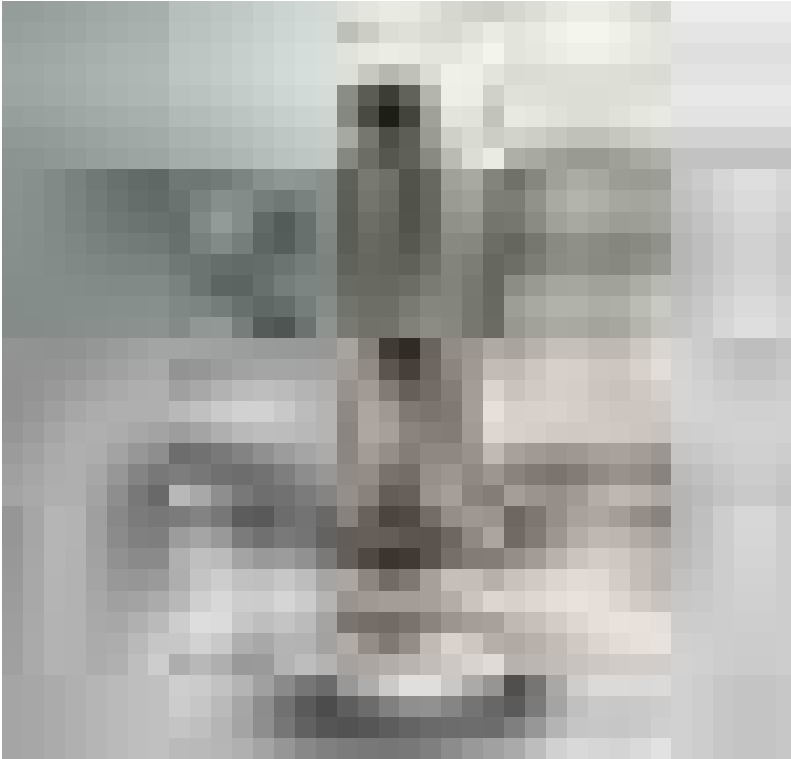


Wappenstein

Vermutlich Tübingen, 1721
Sandstein, bemalt
3970

Der Stein schmückte vermutlich eine Hauswand oder ein Portal. Er trägt die Wappen und die Initialen von C(hristian) H(agmaier) P(rofessor) und seiner Ehefrau M(aria) J(uditha) H(agmaier) G(eborene) K(orn). Die »redenden Wappen« zeigen vom Betrachter aus links das Wappenschild des Ehegatten mit einem Mann, der in der rechten Hand einen Maiglöckchenstrauß hält, und rechts das Wappenschild der Frau, das drei reife Kornhalme darstellt. Über den Wappenmotiven erstreckt sich eine stilisierte Krone, auf der die Initialen eingemeißelt sind. Am oberen Rand wurde die Jahreszahl 1721 aufgemalt, möglicherweise ein Hinweis auf das Jahr, in dem der Stein an einer Hauswand befestigt wurde. Umrandet von Lorbeer- und Blattmotiven deutet sich in der unteren Mitte die dreilätzige Tübinger Fahne an.





Türbänder

Tübingen, um 1600, 1750 und 1800
Eisen
9647

Es handelt sich um Beschläge von Zimmertüren unterschiedlicher Entstehungszeit und Stilrichtung (von oben):

Das Eisenband ist im hinteren Teil vielfach aufgespalten, in zeittypischen Schwüngen ausgetrieben und in einem Ätzverfahren mit Blattranken verziert worden – ein Beispiel bürgerlicher Prunkentfaltung zur Zeit der Renaissance. Das S-förmig geschweifte Türband aus der Zeit des Barock zeigt keine Verzierung. Das kleinere Türband in Rautenform entspricht klassizistischen Gestaltungsprinzipien.

Alle drei Beschläge befanden sich im Gebäude Haaggasse 7, das in seinem Kern zum mittelalterlichen Baubestand der Oberstadt gehört. Um 1600 wohnte hier der spätere Professor der Medizin Johannes Plachetius. Vom 17. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts befand sich darin der Gasthof »Zur Krone«. Um 1750 wurden der Buchdrucker Johann Gottlieb Franck, im Jahr 1789 der Kunst- und Kupferstecher Christian Friedrich Cotta als Teileigentümer genannt.



Türschloss

18. Jahrhundert
Eisen
9868

Das Schloss mit doppeltem Schnappriegel und einem in Kleeblattform gestalteten Schlossblech ist mit Eingerichte und langem Dorn vollständig erhalten. Die Abdeckplatte nimmt die Form des Schlossbleches auf und ist mit geschwungenen und geraden Linien graviert.

Tür

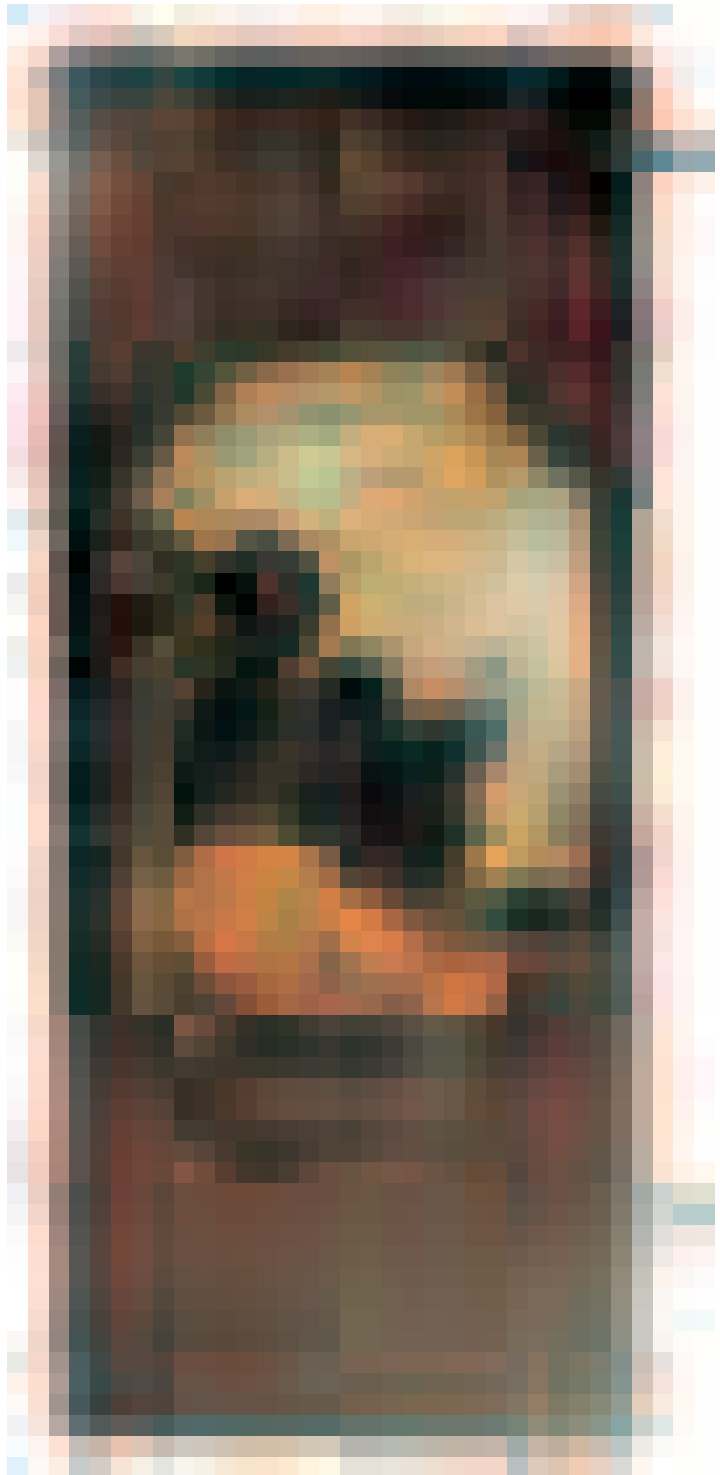
Vermutlich Tübingen
Ende 18. / Anfang 19. Jahrhundert
Holz, bemalt
2246

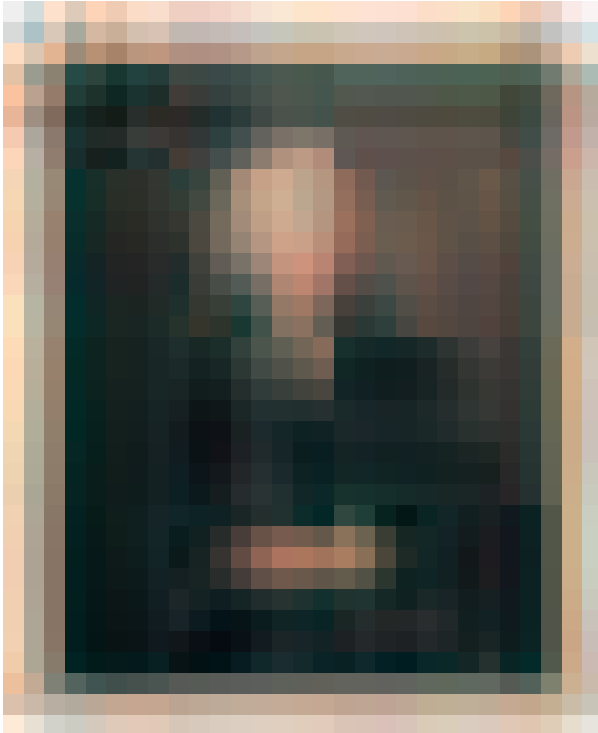
Die 1,62 Meter hohe Holztür trägt eine Bemalung mit Ölfarben. Auf dem dunkelbraunen Grund wurde ein achteckiger schwarzer Rahmen doppelt angelegt. Darin befindet sich die Darstellung einer biblischen Szene mit der Überschrift: »Seinen Freunden gibt er's schlafend«. Es handelt sich um ein Zitat aus dem 127. Psalm des Psalters im Alten Testament. Dort heißt es im zweiten Absatz:

Es ist umsonst
dass ihr frühe aufstehet,
und hernach lange sitzet
und esset euer brod mit Sorgen,
denn seinen Freunden gibt er's schlafend.

Das Motiv versinnbildlicht den Tenor des Psalmzitats: Auf einer Waldlichtung liegt unter einem Baum eine schlafende männliche Gestalt, neben der ein Krug und ein Brotlaib liegen. Vom Himmel naht ein verkündender Engel.

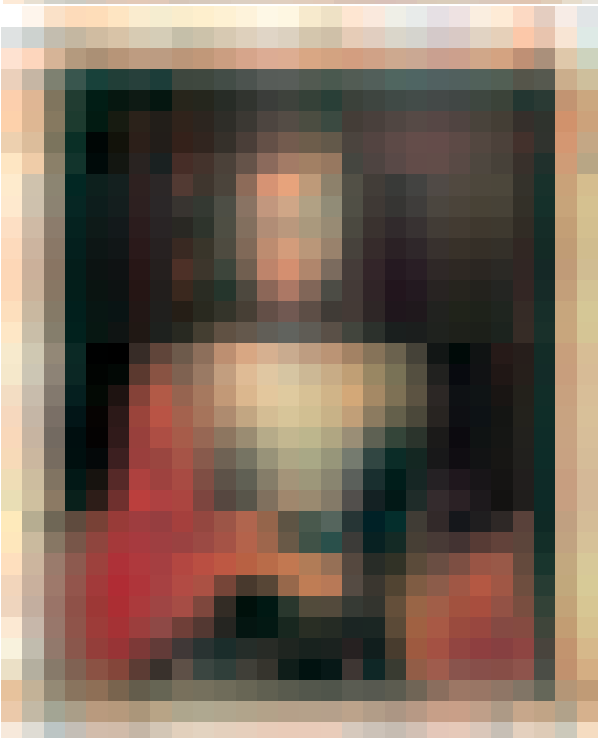
Der Fundort der Tür, deren Verwendungszweck unklar bleibt, ist die Lange Gasse 58. Dieses Weingärtnerhaus bestand im 18. Jahrhundert aus einer Stube, einer Kammer, Keller, Stall und einem Hausgarten.

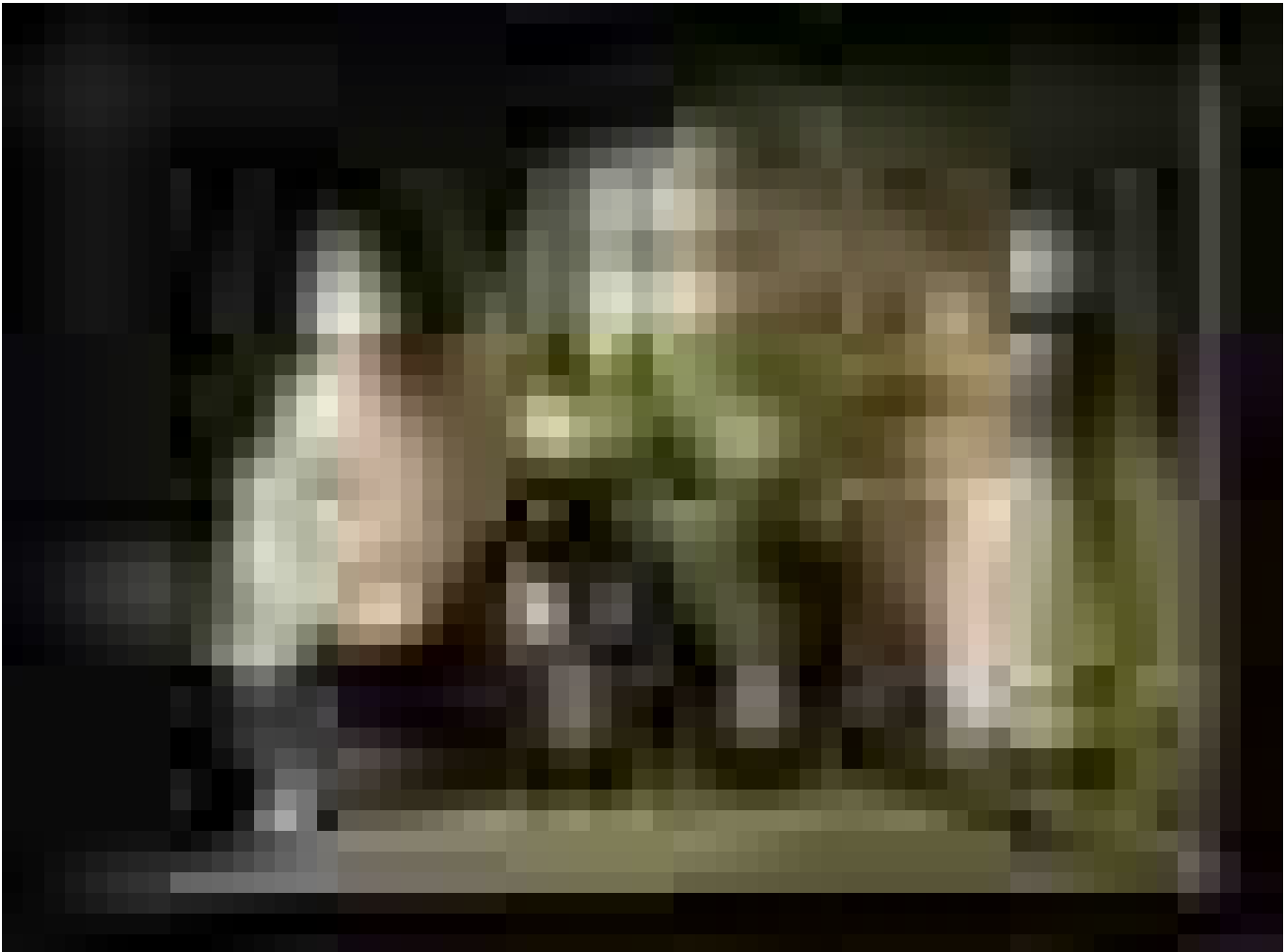




Pfarrer Hofacker, im Alter von 32 Jahren,
und seine Ehefrau (geb. von Rom), im Alter
von 18 Jahren

1761
Öl auf Leinwand
2022, 2023





Hedwig Dorothea Mauchart
(geb. Hofmann, † 1809) und ihre Kinder

1761
Öl auf Leinwand
10727

Ehefrau von David Mauchart, Stadt-, Amts-,
, und Klosterphysikus zu Tübingen und
Bebenhausen

Wasser und Licht

Wasser für den täglichen Gebrauch – zum Kochen und Reinigen – wurde von Wasserträgerinnen vom Brunnen ins Haus gebracht. Tätigkeiten, die größere Wassermengen erforderten, wurden jedoch nicht im Haus erledigt. Wäsche wurde am Brunnen oder im Fluss gewaschen, Körperhygiene in den Badhäusern betrieben. Zwei solche Einrichtungen befanden sich etwa in der Kornhausstraße, die teilweise auch Badergasse hieß. Im Hirschbad oder im Neuen Bad wurden seit dem Mittelalter heiße Bäder mit Ammerwasser angeboten. Das Kanalwasser wurde in Kesseln erhitzt und in Zuber geschüttet. Erst Ende des 19. Jahrhunderts wurde eine zentrale städtische Wasserversorgung eingeführt. Zur Beleuchtung im Haus standen teilweise bis ins 20. Jahrhundert nur Kienspäne, Kerzen und später Petroleumlampen zur Verfügung. Wer nach Einbruch der Dunkelheit auf die (unbeleuchtete) Straße ging und nicht für »lichtscheues Gesindel« gehalten werden wollte, musste eine Handlaterne mit sich führen.



Gießfass und Waschbecken

18. Jahrhundert
Zinn
1964, 1965

In den oberen Behälter dieser zweiteiligen Anlage wurde Wasser eingefüllt, das nach Öffnen des Wasserhahns in das darunter befestigte Auffangbecken tropfen konnte. Das Becken mit dem verschmutzten Wasser wurde ausgeschüttet. Die Anlage ist als Reservoir für einige sparsame Wäschen, etwa zum Gläserspülen im Speisezimmer, gedacht und entstammt vermutlich einem wohlhabenden Bürgerhaus.

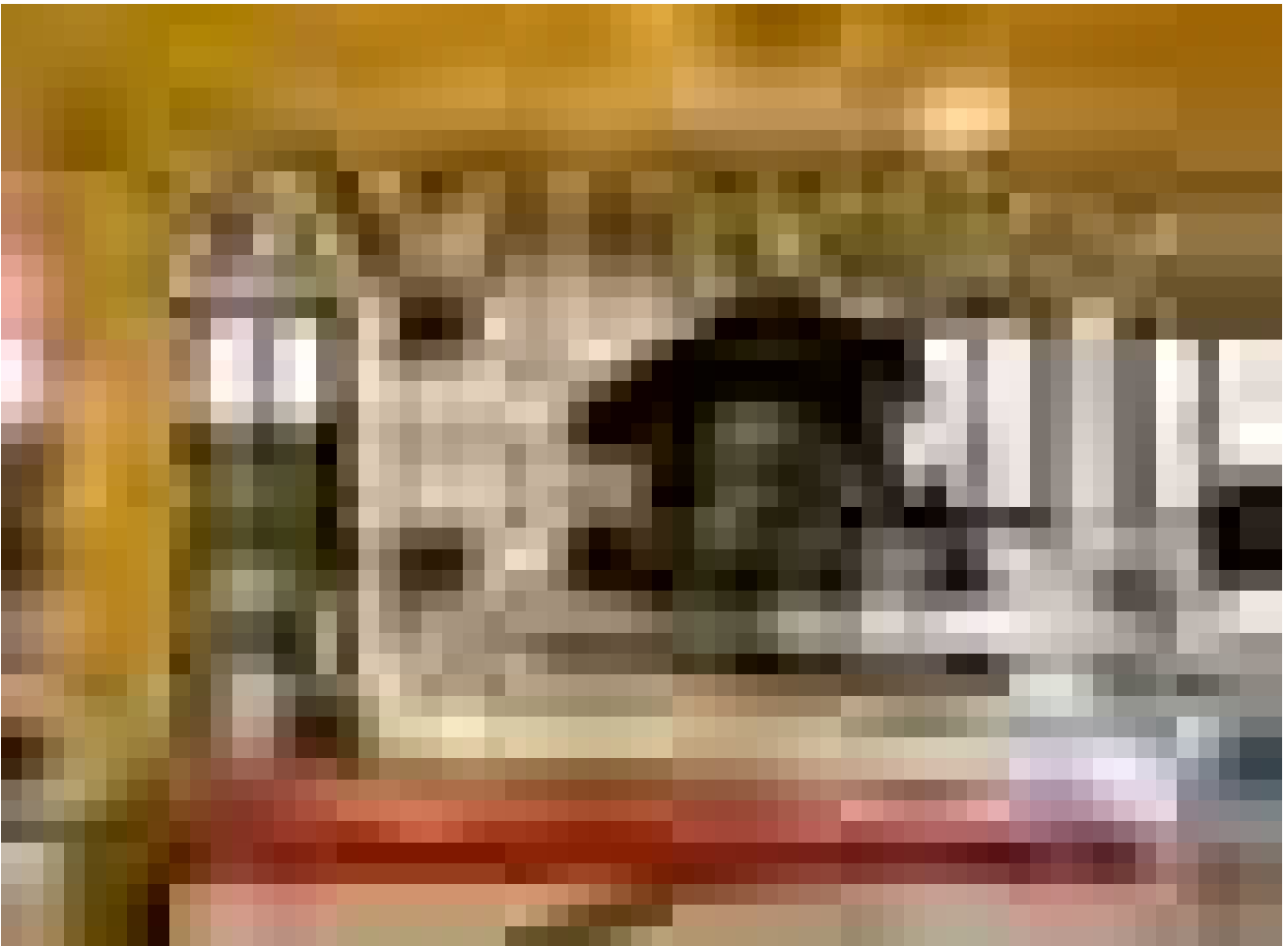
Kerzenhalter

Um 1700, 1770, 1800
Eisen, Zinn
11241, # 1979, # 1980

Die nicht nur funktionell, sondern auch mit ästhetischem Anspruch gestalteten Leuchter weisen zeittypische Stilmerkmale etwa des Rokoko (Mitte) und des Empire (rechts) auf. Kerzenhalter standen in der Küche oder der Stube zumeist in der Nähe der Feuerstelle, damit man sie nachts beim Gang durch das ansonsten dunkle Haus mitnehmen konnte. Die Leuchter wurden vermutlich in Tübinger Haushalten verwendet.



Oberstadt – Unterstadt (II)



Weinbau, Handwerk und Handel

Auch nachdem aus dem Dorf Tübingen eine Stadt geworden war, blieb die Agrarwirtschaft ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor, besonders wichtig war der Weinbau und seine Vermarktung. Sowohl die Kloster- als auch die Adelsherrschaften vergaben Weinberge als Lehen und später in Erbpacht. Die Lehensnehmer hatten vom Ertrag ein Viertel als Pacht, ein Zehntel als Zehnt und ein Zwanzigstel für die Benutzung der Kelter abzugeben. Die Weingärtner kultivierten ihre oft kleinen Areale und arbeiteten als Tagelöhner für vermögende Weinbergbesitzer. In ihren Häusern, die meist in der Unterstadt lagen, übten viele zusätzlich ein Handwerk aus.

Ab dem 12. Jahrhundert sind Gewerbe und Werkstätten in Tübingen ansässig. Schon im Mittelalter siedelten sich einige davon in der Nähe der Ammer an: Schmiede, Gerber, Schuster oder Wäscherinnen. Um 1800 waren in der Stadt über 70 Handwerker vertreten, die zahlreiche Gesellen beschäftigten. Diese lebten oft im Haus des Meisters und standen unter dessen Aufsicht. Wer gut verdiente, wie etwa die Goldschmiede, begründete Haus und Werkstatt in der Oberstadt.

Dort gingen auch die Kaufleute ihrer Arbeit nach, dem Handel in Getreide, Leder, Eisen oder Büchern. Diese schon im 12. Jahrhundert nachgewiesene Berufsgruppe bildete bis ins 18. Jahrhundert die soziale Schicht, die am häufigsten die Gerichts- und Ratsverwandten stellte.

Berufsständische Organisation

Obwohl die Weingärtner nicht zu den Handwerkern zählten, waren sie berufsständisch wie diese organisiert, zuerst bis 1501 in einer Bruderschaft, danach in einer Zunft und nach deren Auflösung 1828 in Vereinen. Von Seiten der Stadt und des Staates wurden die Berufsstände mit der Handwerks- bzw. der Weingärtnerordnung belegt. Diese regelte für die Handwerksberufe unter anderem das Verhältnis zwischen Meistern und Gesellen, die Lehr- und Wanderjahre und den Verkauf der Waren. Die Mitgliedschaft in der Zunft bedeutete neben den Pflichten auch Rechte, soziale Absicherung und Schutz vor zugewanderter Konkurrenz. Die Aufnahme blieb den Männern vorbehalten, obwohl bei den Handwerkern – wie auch bei den Weingärtnern – oft die Frauen mitarbeiteten und nach dem Tod des Mannes die Werkstatt weiterführten.

Zunfttruhe der Weingärtner

Vermutlich Tübingen, 17. Jahrhundert
Eisen, Holz, bemalt
Leihgabe: Weingärtnergenossenschaft/
Weingärtner Liederkranz Tübingen

Die Zunfttruhe von stattlicher Größe diente der Aufbewahrung wichtiger Papiere wie Zunftordnung, Verträge sowie von Geld. Üblicherweise war sie dem Obmann und den Stubenmeistern zugänglich, die zur Führung der Zunft bestellt waren. Die Bemalung zeigt verschiedene biblische Szenen, in denen der Wein eine Rolle spielt und weist auf der Vorderseite die Stubenmeister Joh. Jac. Feldme... und Joh. Frid. Karrer aus.



Wertmarke
der Weingärtner Leichen-kasse

Tübingen, 19. Jahrhundert
Blech, geprägt, Leinensack
Leihgabe: Weingärtnergenossenschaft/
Weingärtner Liederkrantz Tübingen

Die Leichenkasse der Tübinger Weingärtner wurde 1727 begründet, um die Familien der Mitglieder für den Todesfall abzusichern. Am sogenannten Pfeffertag, dem 28. Dezember, fand die jährliche Versammlung der Mitglieder statt. Diese erhielten in der Regel bis 1883 eine Beitragsrückerstattung in Form des »Pfeffertagsgeldes«. Eine Wertmarke entsprach einem Maß (d.h. rund 1,8 Liter) Tübinger Wein und etwas Bargeld.

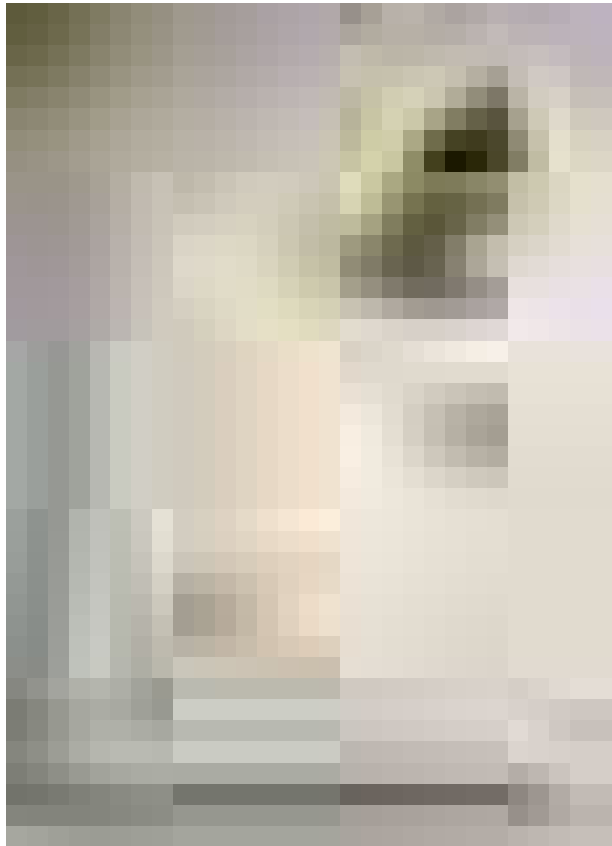
Beitragsliste

Tübingen, 1811
Handschrift
Leihgabe: Weingärtnergenossenschaft/
Weingärtner Liederkrantz Tübingen

Die Liste führte die Mitglieder der Leichenkasse auf, die ihren Beitrag, das sogenannte »Leggeld« für das Jahr 1811 bezahlt hatten.

Alte Frau mit braunem Kleid
(Lebensdaten unbekannt)

Vermutlich Tübingen, 19. Jahrhundert
Öl auf Leinwand
2025



Berufsständische Repräsentation

Schon früh wurden Weingärtnerfeste und festliche Umzüge etwa am Donnerstag nach Fastnacht veranstaltet. Der Urbanstag, nach dem Zunftheiligen der Weingärtner, St. Urban, benannt und am 25. Mai gefeiert, war ein wichtiges Fest im Jahreslauf. Als Zeichen einer reichen Ernte fanden jährlich Umzüge mit der Kalebstraupe statt. Urbansfigur und Kalebstraupe finden sich – als repräsentative Symbole des Weingärtnerstandes – auch auf Stubenzeichen und Wandschmuck.

Stubenzeichen

Tübingen, 1738

Eisen, mehrfach übermalt
Leihgabe: Weingärtnergenossenschaft/
Weingärtner Liederkranz Tübingen

Dieses Schild entspricht einem zünftischen Stubenzeichen und wurde von den Weingärtnern als solches benutzt. Neben dem biblischen Motiv – der Geschichte von den mit der Riesentraube aus dem gelobten Land zurückkehrenden Kundschaftern Josua und Kaleb – sind die Namen von Zunftmeistern aufgebracht.



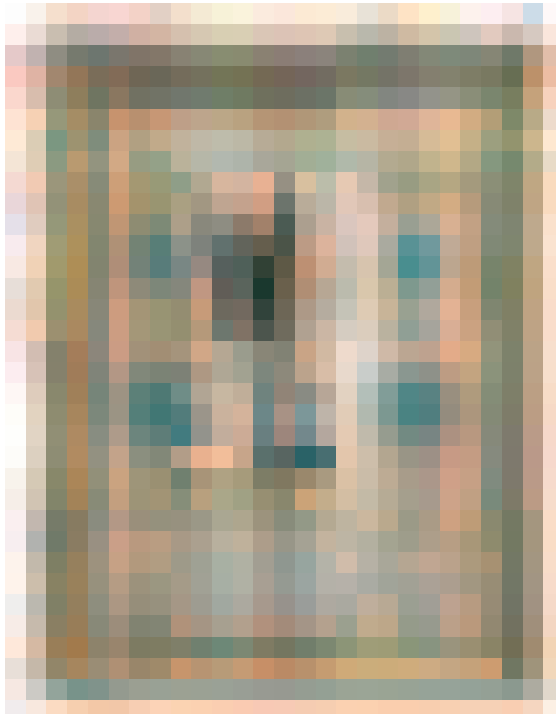
Statue des heiligen Urban

Tübingen, 1881; restauriert 1909

Holz, bemalt, Leder

Leihgabe: Weingärtnergenossenschaft/
Weingärtner Liederkrantz Tübingen

Vermutlich das Nachfolgemodell einer früheren Statue. Die Figur trägt eine für die Weinlese typische Butte auf dem Rücken, unter dem linken Arm die Leiter, die zum Einfüllen des Butteninhalts in den Tretzuber benötigt wird, in der rechten Hand einen Stock und auf dem Kopf eine goldene Krone als typische Attribute der Urbansdarstellung.



Erinnerungsblatt

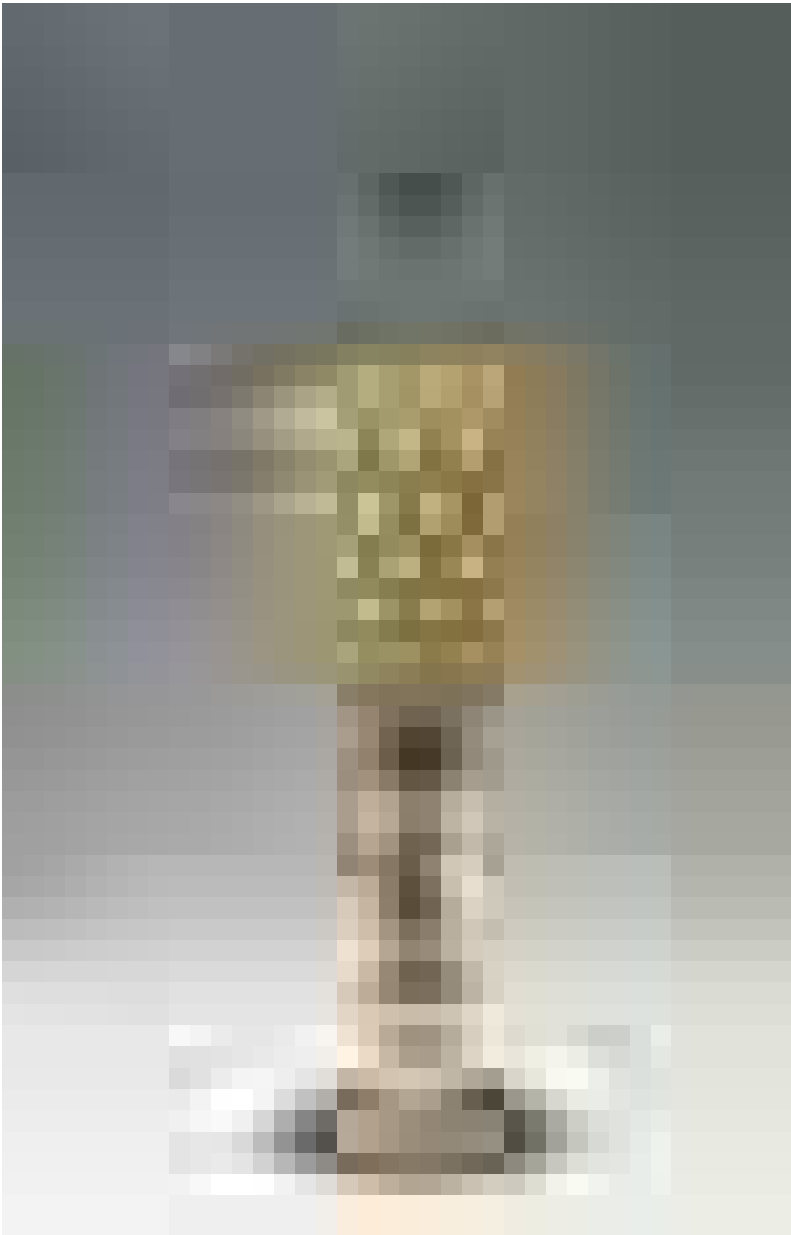
Württemberg, 1859

Druck auf Papier

Pappmaschee, bemalt und beklebt

3734

Weit verbreiteter und standardisierter Druck, der mit der aktuellen Jahreszahl versehen zur Erinnerung an ein Weinjahr hergestellt wurde.



Trauben- oder Ananaspokal

17./18. Jahrhundert

Silber, vergoldet

Leihgabe: Weingärtnergenossenschaft/
Weingärtner Liederkranz Tübingen

Vermutlich wurde der Pokal bei Zunftanlässen als Trinkgefäß benutzt. Der rund profilierte Fuß ist dekoriert mit Zungenornamenten, der Schaft in Form eines Baumstammes ist mit der kleinen Statuette eines Holzfällers versehen. Die Kupa trägt fünf Reihen, der Deckel drei Reihen versetzter Ananasbuckel. Der abnehmbare Deckel ist mit einer Weintraube bekrönt. Auf der Unterseite des Fußes die Gravur: »Ver Eht Einer Ehrsamem Weingärtner Zunfft zum Angedenckken Joh. Abraham Ulrich Feld: Untergänger dies Wenige 1747«. Johann Abraham Ulrich (1706–1754) war von 1740 bis 1754 Mitglied des Tübinger Rates. In dieser Eigenschaft bekleidete er das Amt des Felduntergängers, der Grenzstreitigkeiten etwa unter den Weingärtnern zu schlichten hatte.

Das Küferhandwerk

Dieses für die Weingärtnerstadt typische Handwerk florierte in den Blütezeiten der Weinwirtschaft. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren die Küfer der am stärksten vertretene Handwerksberuf nach den Metzgern, Bäckern, Schneidern und Webern. Im 19. Jahrhundert verlor dieses Handwerk seine Bedeutung. Der Bedarf an handgefertigten Fässern, Butten und Kübeln nahm mit der rückläufigen Entwicklung des Weinbaus stark ab.

Fasswagen mit Fass

Tübingen, Anfang 19. Jahrhundert

Holz, Eisen

Leihgabe: Weingärtnergenossenschaft

Tübingen

Die Produktion von Fässern gehörte zu den wichtigsten Aufträgen der Küfer. Wegen der Biegung der Dauben gehörte zur Anfertigung eines Fasses mehr als nur handwerkliches Geschick; wollten Gesellen Meister werden, mussten sie beim Fassbau ihre Kenntnisse unter Beweis stellen. Mit dem Fass- oder auch Küferwagen, der zur besseren Auflage des Fasses dessen Wölbung wiederholt, wurden Wein und Most von der Kelter direkt zu den Wirtschaften und Haushalten gebracht. Da die Häuser der Unterstadt wegen des Grundwasserspiegels keine Keller hatten, verkauften die Weingärtner den frisch gekelterten Rebensaft, der im Keller der Kunden ausreifen musste. Oft lieferte der Küfer den Wein an und betreute seinen Ausbau.





Küferwerkzeug

Tübingen, Anfang 19. Jahrhundert
Holz, Eisen
3582, # 5616

Die Werkzeuge stammen fast alle aus der Werkstatt des Küfermeisters Gottlob Morlock, von dem sie sein Sohn Karl, geboren 1873, übernahm. Dieser war mit seiner Werkstatt in der Münzgasse ansässig. Ein Küfer benötigte bei seiner Arbeit unter anderem Streichmaße und Zirkel zum Messen, Beile, Hobel und Messer zur Bearbeitung des Holzes, zum Beispiel zur Vorbereitung von Fassdauben, Hämmer und Zangen zum Aufziehen von Fassreifen und Bohrer für das Setzen von Löchern in die Fasswand.

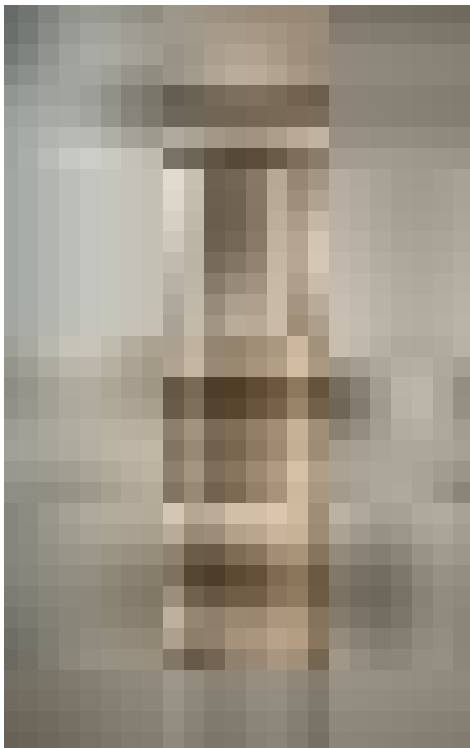
Von oben nach unten:

Zwei Schiffhobel

Nuthobel

Streichmaß

Fasszug zum Biegen der Fassdauben



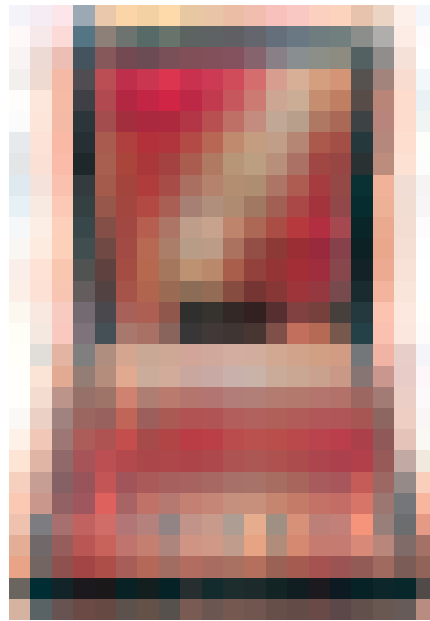
Gold- und Silberschmiede

Um 1600 waren fünf Gold- und Silberschmiede in der oberen Neckarhalde und im Umfeld des Marktplatzes ansässig. Sie arbeiteten vor allem auf Bestellung, wie etwa Georg Breg, dessen Ruf über die Stadtgrenzen hinaus reichte. Ab Ende des 18. Jahrhunderts spielte in Tübingen die Goldschmiedefamilie Kommerell eine besondere Rolle.

Kaffeelöffel

Tübingen, Anfang 19. Jahrhundert
Silber; Kiste: Karton, Papier, Seide
9906

Die sechs Kaffeelöffel stammen aus der Werkstatt von Hermann Ellwert. Die Kiste mit der Banderole von Carl Kommerell diente zur Aufbewahrung.

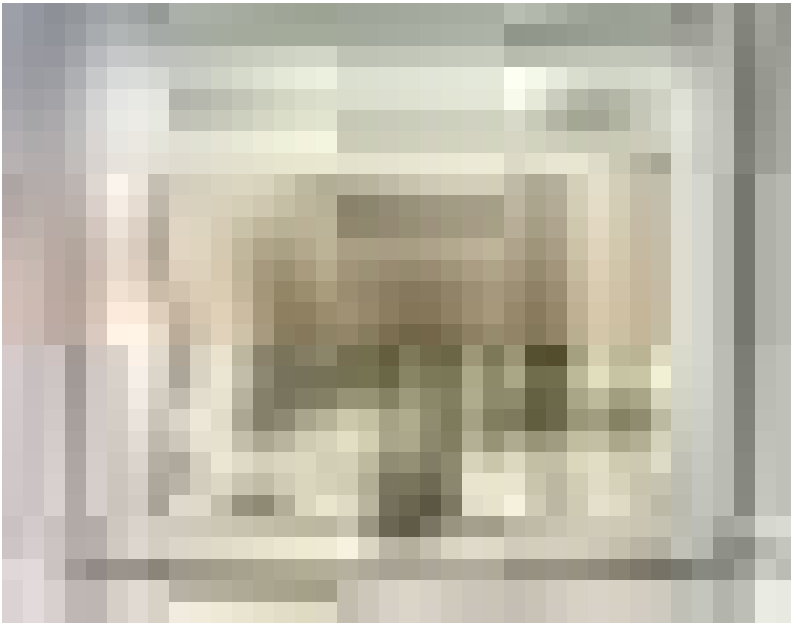


Zuckerschale

um 1820
Silber
6083

Die im Empirestil gehaltene Arbeit stammt von dem Tübinger Goldschmied Georg Adam Rehfuß, der die Stadt nach seiner Lehrzeit verließ und in Bern mit seiner Werkstatt Bekanntheit erlangte.





Goldschmiedewerkstatt

Esslingen, 1. Hälfte 19. Jahrhundert
Lithographie, koloriert
10488

Das Buch »30 Werkstätten von Handwerkern« versammelt Darstellungen verschiedener Handwerke, Arbeitsplätze und Werkzeuge.



Blasebalg

Ende 18. Jahrhundert
Tannenholz, Leder, Eisen
8046 (Nachlass Kommerell)

Um Metalle zu schmelzen, wurden diese in einer Esse oder einem Ofen auf Holzkohle gelegt und mittels dem vom Blasebalg erzeugten Luftzug erhitzt.

Goldwaage

18. Jahrhundert
Holz, Eisen, Messing, Papier
8046 (Nachlass Kommerell)

Die Waage wurde zur Gewichtsbestimmung von Edelmetallen verwendet.

Handels- und Kaufleute

Kaufbrief über die Haagtormühle
(o. Abb.)

Tübingen, 27. Juli/19. Dezember 1835
Handschrift
Leihgabe: Privatbesitz; als Depositum Schweickhardt im Stadtarchiv Tübingen

Nachdem Heinrich Schweickhardt (1798–1855) 1830 das Handelsgeschäft seines Vaters übernommen hatte, erwarb er 1835 zusammen mit seinem Bruder Eduard von der Stadt Tübingen die Sägmühle, die Obere Mühle und die Haagtormühle. Die beiden ersten verkaufte er wieder, die Haagtormühle betrieb er jedoch zusammen mit seinem Bruder Eduard als sogenannte Kunstmühle. Mit dem Kaufvertrag vom 27. Juli 1835 hatten Eduard und Heinrich Schweickhardt die Voraussetzung für einen erfolgreichen Getreidehandel geschaffen.

Die Schweickhardt'sche Kunstmühle

Carl Baumann
Tübingen, um 1850
Gouache
245

Die sogenannte Haagtormühle, 1501 erstmals erwähnt, war die größte Mühle der Stadt. Auf der Mühle arbeiteten jeweils der Müller und ein Knecht. Sie waren für die Versorgung der Bevölkerung mit Mehl zuständig. Fror im Winter der Kanal zu, der den Antrieb der Mühle gewährte, führte dies rasch zu Versorgungsengpässen. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde die Mühle in städtischer Regie geführt. Ab den 1820er Jahren reduzierte sich jedoch der Ertrag der städtischen Mühlen, so dass der Gemeinderat ihren Verkauf beschloss. Nach ihrem Erwerb modernisierten die Gebrüder Schweickhardt die Haagtormühle und betrieben sie als Kunstmühle.

Bereits 1321 ist ein Bürger mit Namen Ulrich der Kramer überliefert, 1478 ein Paulich von Tübingen, der nach Genf zur Epiphaniemesse mit drei Wagen voll Waren gereist war. Die Stadt selbst galt im Mittelalter als anerkannter Handelsplatz für Wein, Korn, Textilien, Leder und Salz. Die 1598 in Tübingen errichtete herzogliche Eisenfaktorei gab auch dem übrigen Handel weiteren Auftrieb. Eine einheitliche Verordnung für die Berufsgruppe der Kaufleute wurde erst mit der fünften Handelsordnung im Jahr 1728 erlassen. Sie regelte die Organisation der Zunft, die Art der jährlichen Zusammenkünfte, die Teilnahme an Märkten und den Umgang mit auswärtigen Kaufleuten. Um 1800 hatte die Stadt 32 Kaufleute zu verzeichnen. Einer von ihnen, Jacob Conrad Schweickhardt (1772–1830), begründete sein Ladengeschäft 1797 in der Neuen Straße 13, wo er Backwerk, Tabak, Lebensmittel, Blumensamen und Spirituosen anbot. Damit wurde der Grundstein gelegt für die noch heute als Essigfabrik bekannte Firma Schweickhardt.





Johann Georg Ensslin (1703–1779)

Tübingen, 1777
Öl auf Leinwand
2447

Kaufmann, Eisenfaktor, Herzoglicher Commerzienrat und Vorsteher der Tübinger Handelsgesellschaft, Mitglied im Gericht und Rat der Stadt.



Heinrich Schweickhardt (1798–1855)

Tübingen, 20. Jahrhundert
Öl auf Leinwand
Leihgabe: Familie Schweickhardt

Öffentlichkeit und Kontrolle

Die Stadtmauer und ihre fünf bewachten Tore boten der Bevölkerung Schutz. Zugleich waren sie ein Stützpunkt obrigkeitlicher Kontrolle. An den Toren musste man sich beim Betreten und Verlassen der Stadt ausweisen und Abgaben entrichten. Nachts blieben sie verschlossen.

Im Alltag gab es vielfältige Formen der öffentlichen Kontrolle sowohl für die Stadtbevölkerung als auch für die Universitätsangehörigen. Die Wahrung der öffentlichen Sicherheit teilten sich unter anderem Tor- und Nachtwächter, Bettelvögte, Marktaufseher und Feldhüter. Bei ihren Wachdiensten konnten sie von der Schützengilde, der Stadtgarde und der Bürgerwehr unterstützt werden. Ab 1806 führte der Polizeikommissar die Aufsicht über den städtischen Wachdienst. Der sogenannte Pedell kontrollierte das Verhalten der Studenten und Universitätsangehörigen.

Soziale und politische Konflikte

Äußeres Zeichen der sozialen Stellung war vor allem die Wohnlage. Ober- und Unterstadt waren mehr als nur geographische Bezeichnungen, sie trennte eine unsichtbare Mauer. Soziale Konflikte zwischen der privilegierten Oberstadt, dem Wohnsitz der Angehörigen der Ehrbarkeit und der Professoren, einerseits und der Unterstadt mit ihren Weingärtnern und Handwerkern andererseits konnten nicht ausbleiben. Sie sind vor allem aus dem 19. Jahrhundert überliefert, wie etwa der Streit um die Wöhrdwiese, der Gôgenaufstand und der Sturm auf die Schweickhardt'sche Mühle.



Tübingen und der Wöhrd

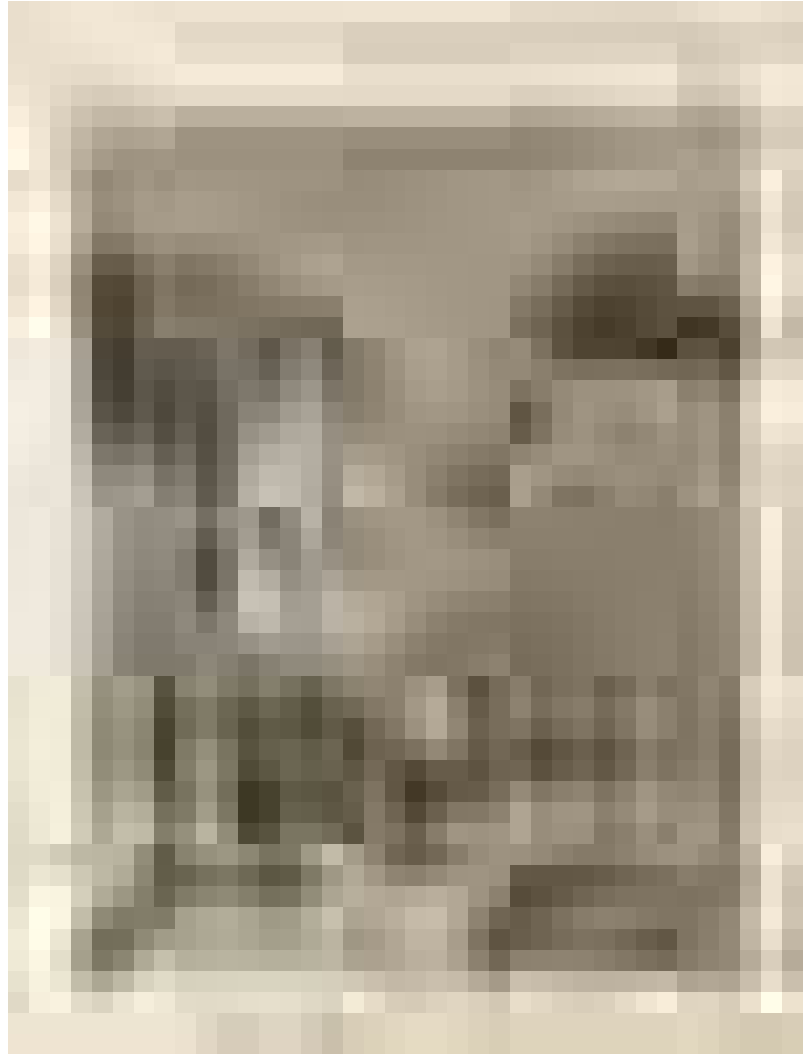
J. G. Gerhardt
Um 1800
Kupferstich, koloriert
174

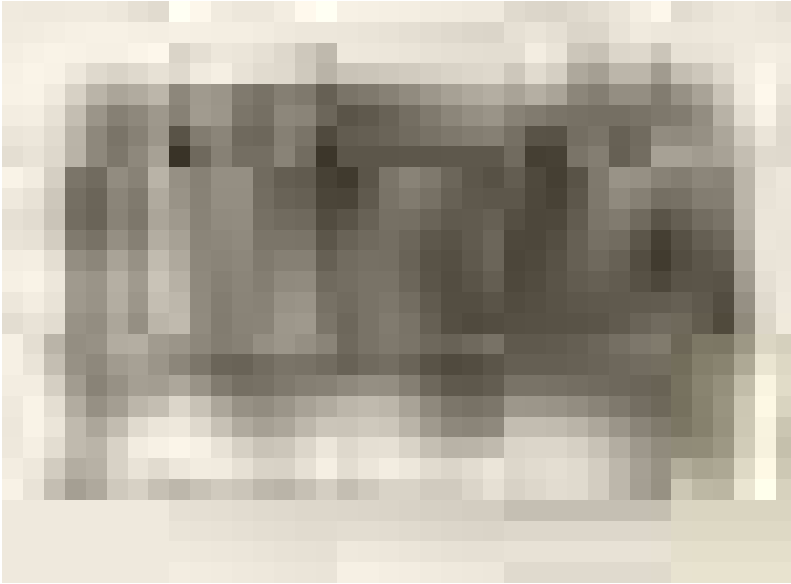
Im Vordergrund dieser Tübinger Südan-
sicht ist der Wöhrd, die Allmend der Tübin-
ger Bauern, zu sehen. Im Hungerjahr 1817
wollten die Bauern mit ihrem Vieh den Zu-
gang zur Wöhrdweide jenseits des Neckars,
die ihnen für die landwirtschaftliche Nut-
zung zur Verfügung stand. Die Studenten
aber schätzten den Wöhrd als Fecht- und
Lektüreplatz und die wohlhabenden Bür-
ger als Spazierweg, den sie sich nicht neh-
men lassen wollten. Das Neckartor blieb
daher verschlossen. Den wütenden Bauern
und Weingärtnern der Unterstadt sowie
den hungrigen Kühen war jedoch kein Ein-
halt zu gebieten – das Tor gab unter ihrem
Druck nach und den Weg auf den Wöhrd
frei. Der Konflikt um die Wöhrdwiese führte
1841 im sogenannten Pappelkrieg erneut
zu Konfrontationen.

Landjäger auf der Flucht aus der Stadt

Carl Baumann
Tübingen, 1831
Gouache mit Tusche
2229

Als die nationale Freiheitsbewegung im Vormärz 1830 in Tübingen ihr Echo fand, wurden die Burschenschaften verboten und die Selbstverwaltung der Universität abgeschafft. Zudem verlegte die Regierung eine Abteilung von 20 bewaffneten Landjägern in die Stadt. Unter ihnen litten vor allem die Unterstädter, da sie kleinere Vergehen weit härter verfolgten als die örtliche Polizei. Der Unmut war nicht mehr zu zügeln, als am 16. Januar 1831 ein Landjäger den Weingärtner Kost ohne zwingenden Grund lebensgefährlich verletzte. Am Abend des 22. Januar zogen etwa 60 Weingärtner und Handwerksburschen unter dem Ruf Es lebe die Freiheit durch die Oberstadt. Der sich rasch vergrößernde Zug wurde von einer eilig geschmiedeten Allianz aus Landjägern, Bürgerwehr und bewaffneten Studenten zerstreut. 600 freiwillige Studenten stellten eine Sicherheitswache, die Landjäger setzten sich – durch das Drecktörle am Rübenloch – nach Waldenbuch ab. Der sogenannte Göggenaufstand hatte damit ein Ende gefunden.





Die Studentenwache am 23. Januar 1831

Tübingen, 1831
Lithographie
2269

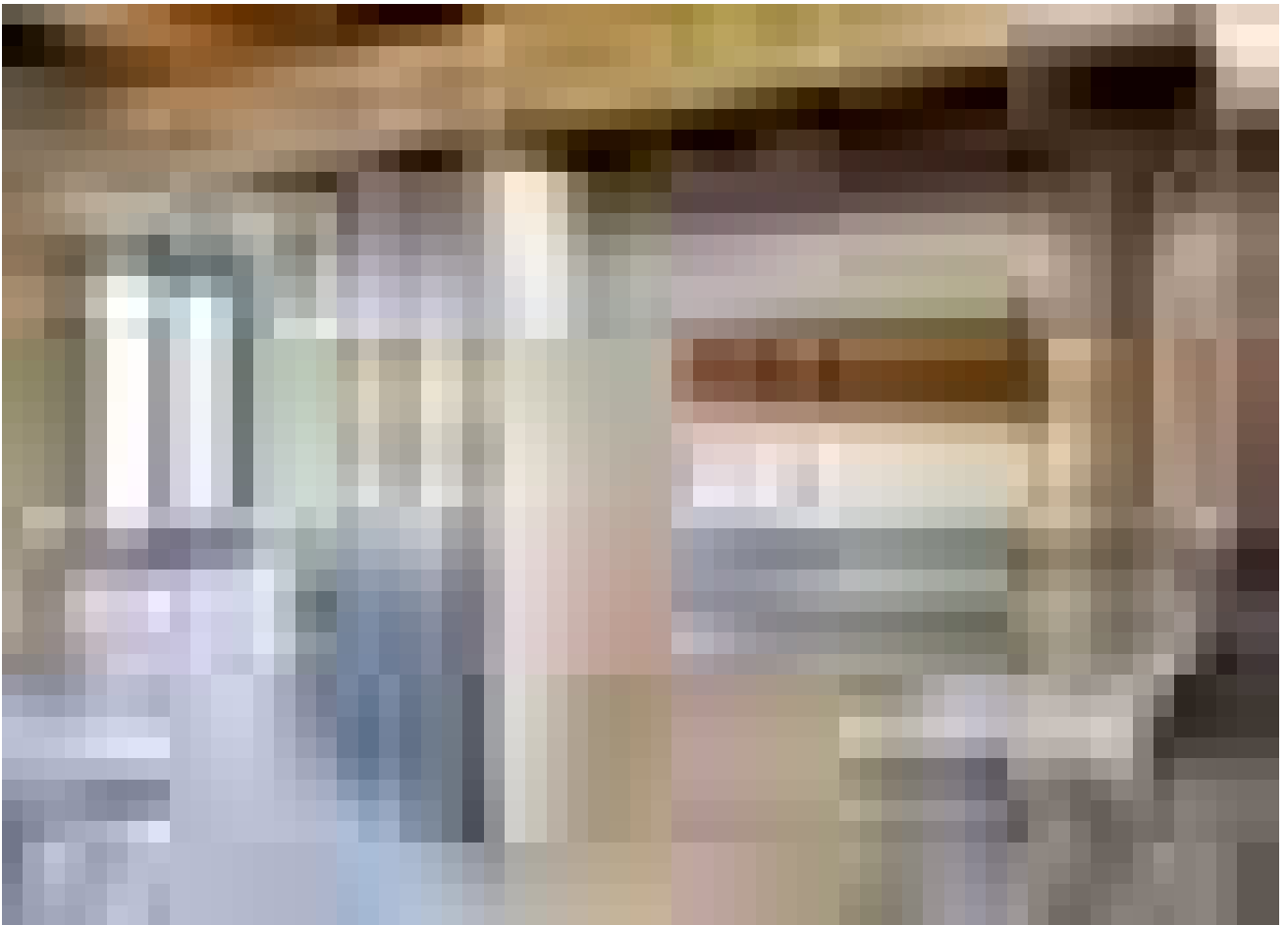


Der Sturm auf die
Schweickhardt'sche Mühle

Carl Baumann
Tübingen, 1847
Lithographie
2228

Nach Missernten 1846/47 stiegen auch in Tübingen die Mehl- und Brotpreise stark an. Die Handwerker und Weingärtner kostete ein Laib Brot den ganzen Tagesverdienst. Als Anfang Mai Gerüchte über das Spekulantentum der Mühlenbesitzer Schweickhardt in Umlauf kamen, versammelten sich aufgebrachte Unterstadtbewohner am Abend des 4. Mai vor deren Mühle und stürmten sie. Gewaltsam entwendeten sie einige Fruchtsäcke. Der Aufstand wurde rasch von Stadtgardisten und bewaffneten Studenten, die sich wieder einmal in einer Allianz zusammengeschlossen hatten, beendet. Der Vorwurf des Spekulantentums wurde im Nachhinein für ungerechtfertigt befunden.

Die Universität



Wissen und Macht

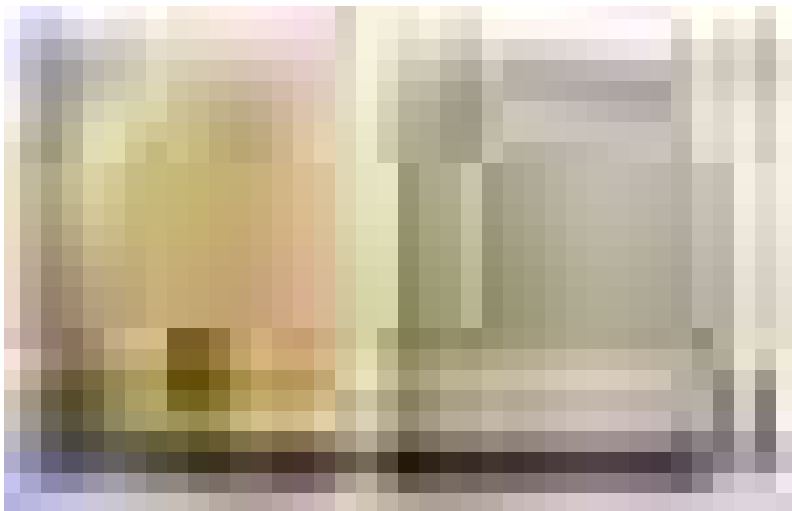
1477 gründete der württembergische Graf Eberhard die Tübinger Universität. Die wirtschaftliche Basis bildete das Stiftungsvermögen, das die Sindelfinger Chorherren in die ehemalige Georgenkirche eingebracht hatten. In einem Freiheitsbrief stattete Graf Eberhard die Universität mit Privilegien und einer eigenen Gerichtsbarkeit aus, die neben der städtischen stand. Diese Autonomie gab immer wieder Anlass zu Konflikten zwischen Stadt und Universität.

Die Hochschule besetzte mit ihren Gebäuden den Stadtkern, die »Hügelkrone« Tübingens. Als erstes Universitätshaus wurde kurz nach der Gründung die Burse errichtet. Nach Pariser Vorbild legten die Studenten darin zuerst ihr Grundstudium in den »Artes liberales« ab, um dann an den oberen Fakultäten Theologie, Jurisprudenz oder Medizin zu studieren. Die Studenten teilten die Wohn-, Lern- und Tischgemeinschaft an der Burse, in der Alten Aula befanden sich die Vorlesungsräume und die Verwaltung, in der Stiftskirche fanden Prüfungen und Feiern statt.

Im Zuge der Reformation wurde das ehemalige Augustinerkloster geschlossen und 1547 darin das Evangelische Stift untergebracht, das 1536 gegründet worden war. Es entwickelte sich zum Zentrum der württembergischen Pfarrerausbildung. Eine Besonderheit dieser Einrichtung: Aufnahme konnten darin auch begabte Handwerker- und Bauernkinder finden, obwohl es vor allem der bürgerlichen Oberschicht als Bildungsanstalt diente. Kost, Logis und der Unterricht in Theologie waren für die Studenten kostenlos.

Die Autonomie der Universität

In der ersten Zusammenkunft des Senats am 9. Oktober 1477 wurden die Korporationsformen der Universität festgelegt. Die Universitätsstatuten, gesiegelt von Abt Heinrich und der Freiheitsbrief für die Universität, gesiegelt von Graf Eberhard, vom Vogt sowie vom Gericht und Rat der Stadt Tübingen legten die Grundlagen für den Universitätsbetrieb fest. Danach bildete die Universität mit ihren vier Fakultäten und den Professoren, Studenten, Handwerkern, deren Ehefrauen, Kindern, Knechten und Mägden – in ihrer Gesamtheit als Universitätsverwandte bezeichnet – eine in sich geschlossene, rechtlich und wirtschaftlich weitgehend selbstständige Korporation. Sie verfügte über ein Satzungsrecht, eine eigene Gerichtsbarkeit und ein Entscheidungsrecht in Verwaltungsdingen. Zudem war jeder akademische Bürger von allen Stadt-, Amts- und Herrschaftssteuern, Einfuhrzöllen, Verbrauchsabgaben, Fronen, Wach- und anderen Diensten befreit. Konflikte zwischen Stadt und Universität konnten nicht ausbleiben, stellte doch die Abgabefreiheit für die Stadt genauso ein Ärgernis dar wie die häufigen Verstöße der Studenten gegen Disziplin und Ordnung.



Statutenbuch der Universität

Handschriften auf Pergament

Reproduktion

Original: Universitätsarchiv Tübingen

Auf der rechten Seite:

Der Freiheitsbrief für die Universität Tübingen von 1477 (nach einer Abschrift von 1600)

Die Seite zeigt den Beginn der Freiheiten und Privilegien von Graf Eberhard, in denen die Autonomie der Universität gegenüber der Stadt Tübingen garantiert wird. Dem 14 Seiten langen Text folgt eine Eidesformel, mit der die Stadt Tübingen die Privilegien regelmäßig – nach öffentlicher Verlesung – bestätigen musste.

Auf der linken Seite:

Eidesformel im Anschluss an die Statuten der Universität Tübingen, 1537

Mit dieser Formel wurden die Universitätsverwandten auf den Gehorsam gegenüber dem Rektor vereidigt. Die Zeige- und Mittelfinger wurden auf das Kreuz gelegt und die nebenstehende Formel gesprochen: Ita Juro ut me deus adiuvit (Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe).

Eine Stadt des Buches

Lectura in Johannem Duns Scotum super
libro primo sententiarum (o. Abb.)

Paulus Scriptoris
Tübingen, 24. März 1498
Buchdruck
9687

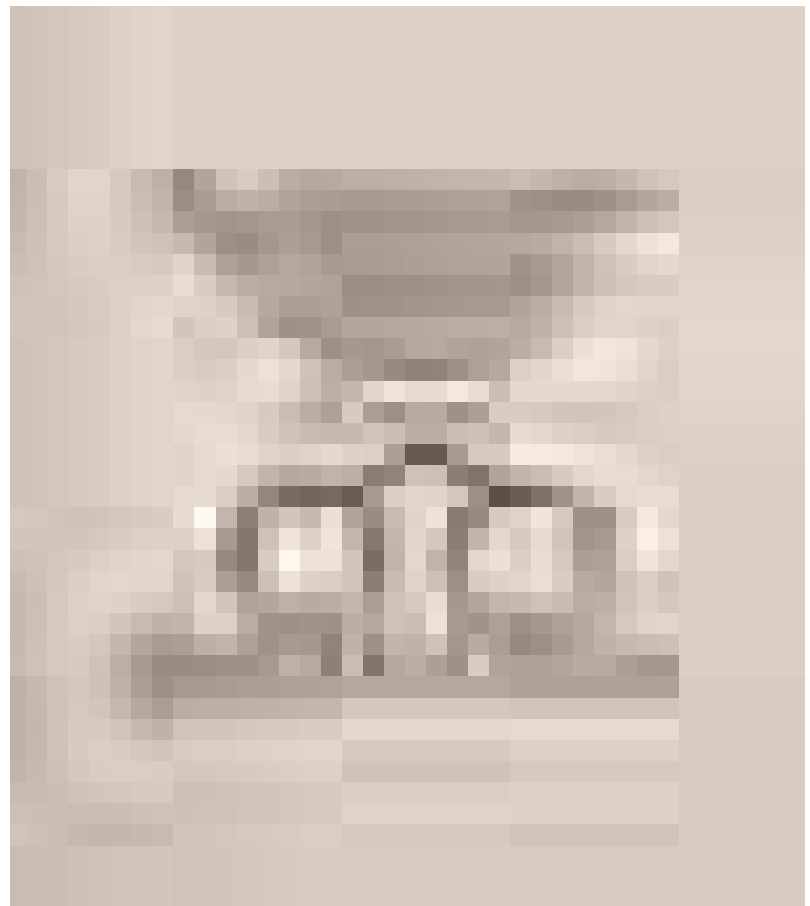
Bei dem ersten in einer Tübinger Werkstatt
gedruckten Buch handelt es sich um einen
Kommentar zu den Schriften des Kir-
chenvaters Duns Scotus. Der zeittypische
Bucheinband stammt aus einer Tübinger
Werkstatt.

Das Buchwesen wurde in Tübingen bis 1817 von der Universität kontrolliert. Buchdrucker, -binder, -verleger und -händler unterstanden den Statuten und somit auch der Zensur der Universität. Sie bestimmte auch die Anzahl der im Buchgewerbe Beschäftigten. So war es etwa nur den von der Universität privilegierten Buchführern gestattet, in Tübingen einen Buchladen zu eröffnen und als Buchhändler tätig zu sein. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts waren nur zwei Buchführer in Tübingen zugelassen. Das erste in Tübingen gedruckte Buch erschien 1498 bei Johannes Otmar (gest. 1514), dem ersten in Tübingen ansässigen Drucker. Auf ihn folgte Thomas Anshelm (ca. 1465–1523), der sich ab 1511 mit seiner Werkstatt in der Neckarhalde 13 niederließ. Vor allem auf ihn und Philipp Melanchthon, der ab 1513 bei ihm als Korrektor tätig war, begründete sich der gute Ruf der Tübinger Druckerzeugnisse zur Zeit des Humanismus.

Der Augenspiegel

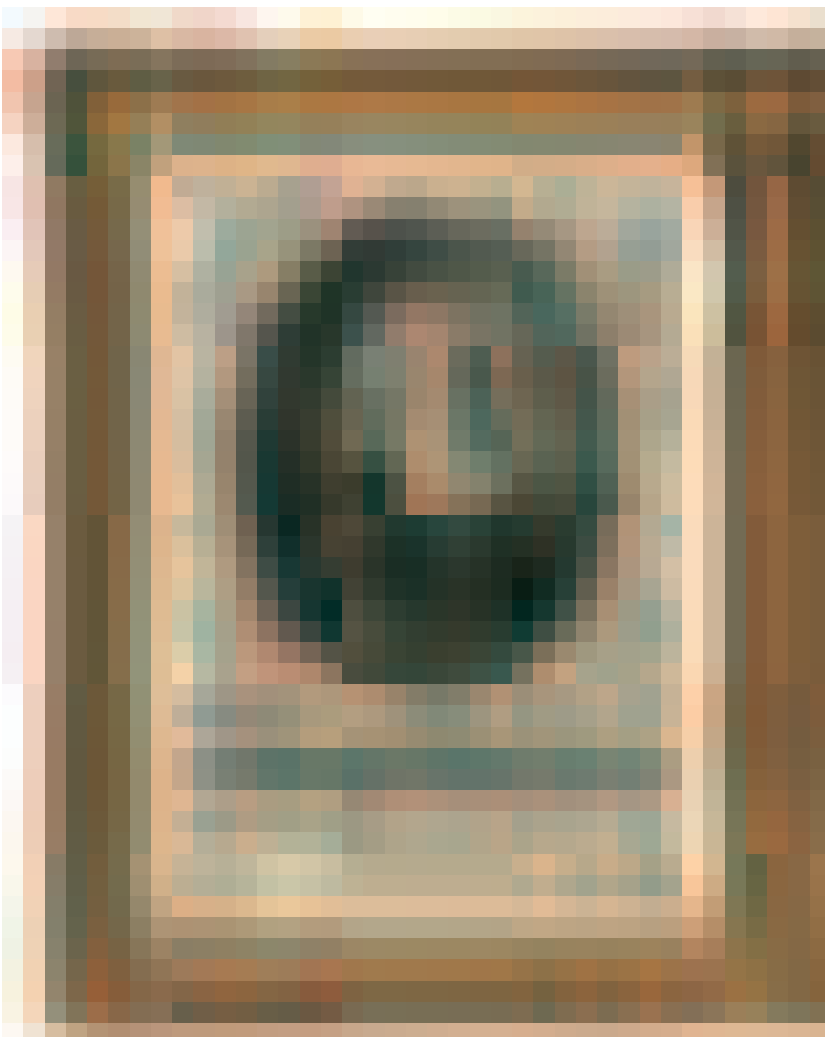
Johannes Reuchlin
Tübingen, 1511
Buchdruck, Reproduktion
Original: Universitätsbibliothek Tübingen

In der bei Thomas Anshelm erschienenen
Streitschrift wendet sich der Humanist
Johannes Reuchlin gegen die Vernichtung
jüdischen Schrifttums. Der Autor wurde
aufgrund dieser Schrift als Ketzer ange-
klagt.



Das Handwerk unter Universitätsaufsicht

Mit dem 16. Jahrhundert entwickelte sich Tübingen durch die Präsenz der Universität zu einer Buch- und Verlagsstadt. Nach der Zeit des Humanismus war zunächst Johann Georg Cotta (1631–1692) von Bedeutung. Er übernahm 1659 durch die Heirat mit der Witwe Euphrosyne Brunn deren Verlagsbuchhandlung und legte damit den Grundstein für die Cotta-Dynastie. Sein Stiefsohn Philibert Brunn III. (1655–1697) eröffnete einen eigenen Verlag, der später in die Heerbrandt'sche beziehungsweise in die Osiander'sche Buchhandlung einmündete. Weltruf erlangte die Stadt um 1800 durch Johann Friedrich Cotta (1764–1832), dessen Wirken auch das Profil der Stadt als Geistesmetropole mitgeprägt hat, da er die Werke der Tübinger Stiftler wie etwa Hölderlin und Hegel verlegte.



Der Deutsche Dichterwald (o. Abb.)

Tübingen, 1813
Buchdruck
1157

In der Heerbrandt'schen Buchhandlung erschien die berühmt gewordene Gedichtsammlung von Justinus Kerner, Ludwig Uhland und anderen.

Neueste Weltkunde, 1. Ausgabe (o. Abb.)

Tübingen, 1. Januar 1798
Buchdruck
11258

Mit diesem Periodikum prägte Johann Friedrich Cotta ganz wesentlich das Gesicht der modernen Zeitung in Deutschland.

Johann Georg Cotta (1631–1692)

Um 1720
Kupferstich
955

Der Begründer der Cotta-Dynastie erwarb die Münzgasse 15 und 17, die für mehrere Generationen zum Stammsitz des weltbekannten Verlages wurden.

Taschenbuch für Gartenfreunde

Tübingen, 1797
Buchdruck, mit Kupferstichen
1140

Taschenbuch für Damen

Tübingen, 1807
Buchdruck, mit Kupferstichen
1154

Neben dem anspruchsvollen Literaturprogramm wies Cottas Angebot auch populäre Titel wie diese ersten Taschenbücher modernen Typs auf.



Faust

Johann Wolfgang von Goethe
Tübingen, 1808
Buchdruck
1181

Wilhelm Tell

Friedrich Schiller
Tübingen, 1804
Buchdruck, mit Kupferstichen
1150

Johann Friedrich Cotta gilt als der Verleger der Klassiker. Zwei seiner berühmtesten Autoren waren Friedrich Schiller (1759–1805) und Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832).



Wegbereiter

Seit dem 16. Jahrhundert sind von Tübingen wegweisende wissenschaftliche Impulse ausgegangen, wie zum Beispiel die Grundlagen der Botanik oder die Erfindung der Rechenmaschine. Stellvertretend für die Bücher, Erkenntnisse und Erfindungen, die der Universität zu verdanken sind, seien drei Beispiele genannt.



Die Pfaff'sche Bibel

Christoph Matthäus Pfaff
Tübingen, 1729
Buchdruck, mit Kupferstichen
1267

Die eindrucksvolle Darstellung der Stadt Jerusalem in Ansicht und Details entstammt der sogenannten Pfaff'schen Bibel. Dieses mit aufwendiger Typographie und großzügigen Illustrationen ausgestattete Prachtwerk erschien mit Förderung von Herzog Eberhard Ludwig. Zusammengestellt hat die Bibel der Tübinger Theologieprofessor Christoph Matthäus Pfaff (1686–1760), herausgegeben wurde sie von Johann Georg Cotta. Sie umfasst neben dem Alten und Neuen Testament, wiedergegeben nach der Übersetzung von Martin Luther, umfangreiche Hilfen, Karten und Register zur geistlichen Anwendung durch die Pfarrer. Ziel dieses Bibelprojektes war es, eine einheitliche Darstellung des Christentums im Sinne der reformierten württembergischen Landeskirche zu verbreiten. Diese Heilige Schrift sollte – zum landeskirchlichen Standardwerk erklärt – von jeder Kirchengemeinde gekauft werden.

Die Fuchs'schen Kräuterbuchtafeln

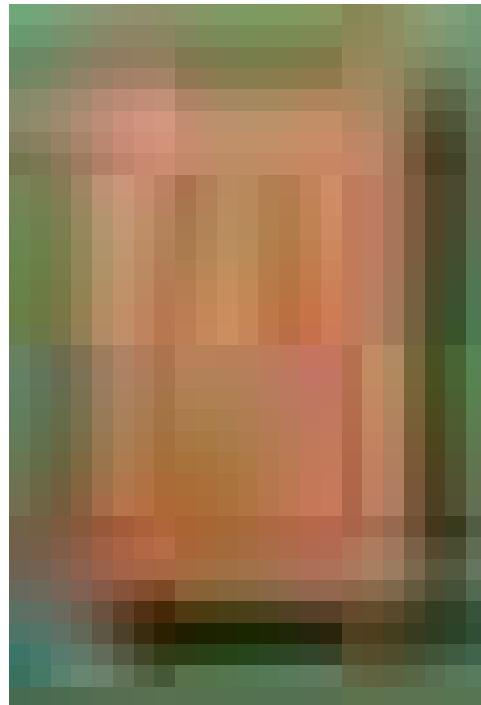
Jerg Ziegler

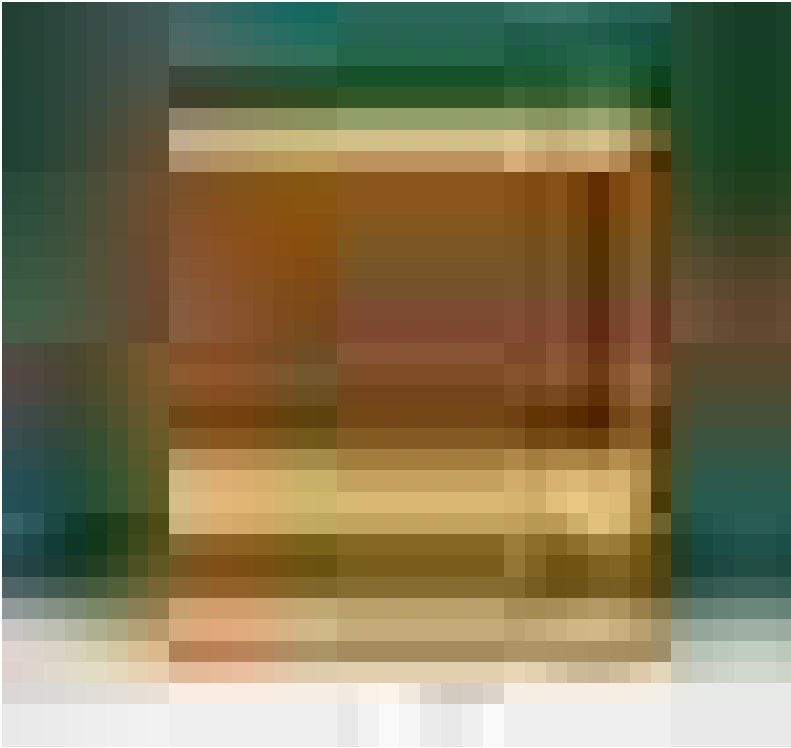
Tübingen, 1561–1565

Holz, Farbe

Leihgabe: Botanischer Garten
der Universität Tübingen

Die Tafeln mit Vorzeichnungen für den Holzschnitt zeigen die Pimpernelle, die in Europa heimisch war (oben), verschiedene Kürbisse (unten), die damals gerade erst in der Neuen Welt entdeckt worden waren, und den äthiopischen Pfefferbaum aus der Alten Welt (o. Abb.). Der Mediziner Leonhart Fuchs (1501–1566) ließ sie für die Herausgabe eines umfangreichen Kräuterbuchs anfertigen. Von ihm waren bereits zwei Kräuterbücher erschienen. In den beiden Werken »De historia stirpium« (1542) und »New Kreutterbuch« (1543) hatte er in detailgenauen Illustrationen eine große Zahl von Heilpflanzen abbilden lassen, deren Besonderheiten, Heilwirkung und Zubereitung er in einem begleitenden Text darstellte. In seinem botanischen Garten beim Nonnenhaus, den er ab 1542 wissenschaftlich nutzte, kultivierte er Pflanzen aus allen Teilen der Welt, die Eingang in ein drittes Kräuterbuch finden sollten. Der Band kam jedoch über die Vorzeichnungen nicht hinaus, da es Leonhart Fuchs nicht gelang, einen Drucker und Verleger zu finden. Mit seinen Pflanzenbüchern wurde Fuchs zum Vater der Botanik.





Die Schickard'sche Rechenmaschine

Tübingen, 1623
Holz, Messing, Papier, Glas
Rekonstruktion
6412a

Wilhelm Schickard (1592–1635), Tübinger Professor für Hebraistik, Mathematik und Astronomie, der in der Haaggasse 19 wohnte, konstruierte 1623 die erste Rechenmaschine der Welt. Eine zweite – wohl in identischer Bauart – war für den Astronomen Johannes Kepler bestimmt, verbrannte aber, bevor dieser sie erhielt. Im September 1623 teilte Schickard seinem Freund Kepler in einem Brief mit, er habe eine Maschine gebaut, mit der man addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren könne. Im Februar 1624 schickte er eine Skizze mit Erklärungen an Kepler, um ihm den Mechanismus genauer zu beschreiben. Nach dieser Skizze und anderen Unterlagen aus Schickards Nachlass rekonstruierte der Tübinger Philosophieprofessor Bruno Baron von Freytag Löringhoff 1957 die Schickard'sche Rechenmaschine. Bis zu diesem Zeitpunkt ging man davon aus, dass Blaise Pascal 1642 die erste Rechenmaschine gebaut hatte. Doch Schickards Maschine ist 19 Jahre früher zu datieren. Freytag Löringhoff, der Schickards Maschine mit anderen verglichen hatte, kam außerdem zu dem Schluss: »Diese Tübinger Rechenmaschine war ungleich vollkommener als die Pascals, und vergleicht man sie genauer mit denen von Leibniz, Roth, Hahn und Müller, so erscheinen diese als erstaunlich konsequente Weiterbildungen von schon hier Angelegtem. In allem überholt wurde dieses Werk wohl erst im 19. Jahrhundert, und noch heute zeigen mechanische Rechenmaschinen in ihrem Mechanismus Züge dieser ersten.«

Das Collegium illustre

Das Collegium illustre (o. Abb.)

Christoph Neyffer/Ludwig Ditzinger
Tübingen, 1606–1608
Kupferstich

1082–86, # 1088, # 1089, # 1091, # 1093

An der Stelle des 1540 niedergebrannten Franziskanerklosters entstand in der Zeit von 1588 bis 1592 der Bau des Collegiums, dessen Gebäude und Innenhof ganz links zu sehen sind. Vermutlich hat neben dem württembergischen Baumeister Georg Beer (um 1530–1600) auch Heinrich Schickhardt (1558–1635) daran mitgewirkt. Die Bilder zeigen von links nach rechts die Orte, an denen sich der Alltag der Collegiaten abspielte: Hörsaal, Bibliothek, Speisesaal, Fechtsaal, Ballhaus, Ballplatz mit Schießstand, Schießbahn und Turnierplatz.

1588 bis 1592 ließ Herzog Ludwig von Württemberg ein Collegium errichten, das als weltliches Pendant zum Evangelischen Stift der Ausbildung von modernen Staats- und höheren Verwaltungsbeamten dienen sollte. Kurz nach seiner Eröffnung wurde es jedoch zum exklusiven Collegium illustre, zur Ritterakademie, die vor allem bei den protestantischen Adeligen Europas beliebt war. Zu den Unterrichtsfächern gehörten die höfischen Tugenden wie Tanzen, Reiten, Fechten und Ballspiel, aber auch Fremdsprachen und Rhetorik. Der Dreißigjährige Krieg führte 1628 zur Schließung des Collegiums. Das Gebäude wird seit 1817 als Katholisches Konvikt benutzt und nach dem Begründer dieser Einrichtung – König Wilhelm von Württemberg – auch Wilhelmsstift genannt.

Das Wilhelmsstift

J. B. Fürst
Tübingen, 1827
Gouache
220

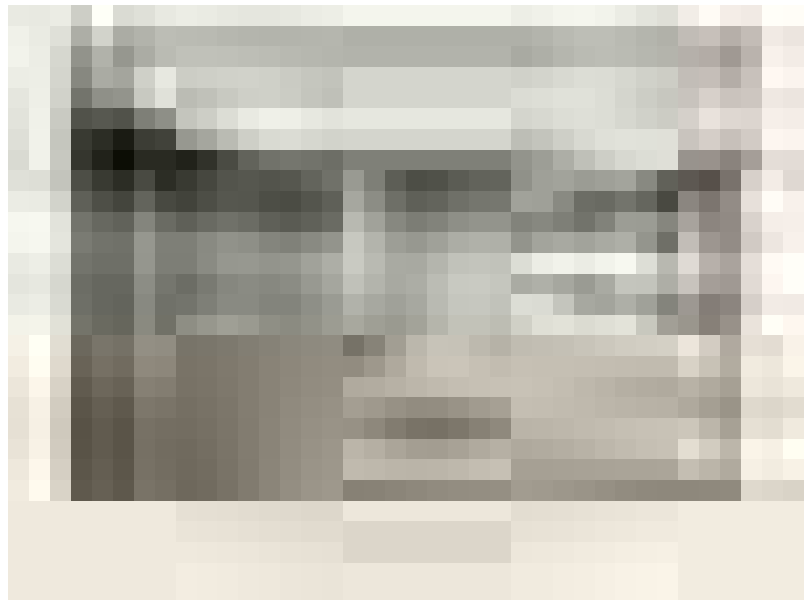
Die Darstellung zeigt das Collegium nach seiner Umwidmung zum Katholischem Konvikt 1817, in dem bis heute katholische Geistliche ausgebildet werden.

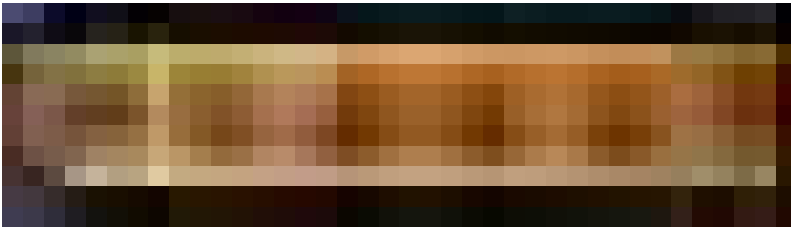
Gegenüber:

Wappenbuch

Tübingen, 1628
Buchdruck, mit Kupferstichen
5103a

Das Wappenbuch des Tübinger Malers Jakob Ramsler zählt 27 Kupfertafeln, die teilweise koloriert sind. Sie zeigen unter anderem die Wappen von Fürsten und Grafen, die zwischen 1477 und 1628 in Tübingen studiert haben.





Wappentafel

Tübingen, 1661–1668
Holz, bemalt
7374

Die sechs Felder dieses bemalten Bretts zeigen je ein federbekröntes Familienwappen, darüber ein Band mit einer Devise in französischer beziehungsweise in lateinischer Sprache sowie eine Jahreszahl.

Darunter befindet sich der Name des Familienangehörigen, der sich in Tübingen eingeschrieben hatte. Von links nach rechts handelt es sich um die Studenten:

Eitel Bernhard vom Stein zu Bächingen (1643–1680), eingeschrieben an der Universität am 27. November 1661, und seinen Bruder Christian Friedrich vom Stein zu Niederstotzingen (1649–1700), eingeschrieben an der Universität am 12. Februar 1668.

Heinrich Reinhold von Schmittberg, eingeschrieben 1666, und seinen Bruder Johannes Bernhardt von Schmittberg, eingeschrieben am 12. Dezember 1666.

Georgius Henricus von Abschatz, schlesischer Adel, eingeschrieben 1668.

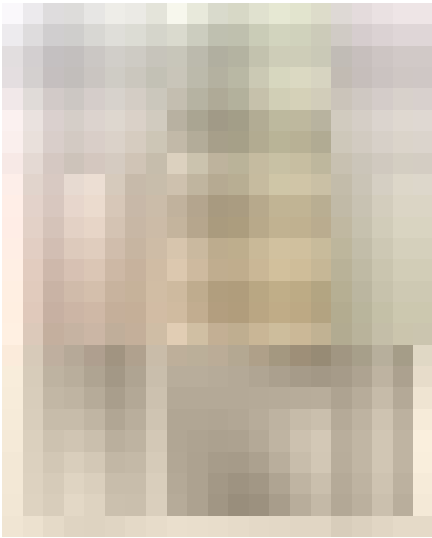
Johannes Schuttehelm, schwedischer Adel, eingeschrieben am 28.3.1667.

Magnus Stryk, schwedischer Adel, eingeschrieben am 6. März 1667, und seinen Bruder Gustafus Stryk.

Das Brett wurde zusammen mit anderen vergleichbaren beim Umbau des Kornhauses im Jahr 1988 gefunden. Da sich im 17. Jahrhundert der Fechtsaal der Universität im Kornhaus befand, könnte es sich um Absolventen des Fechtunterrichts handeln, die sich zur Erinnerung darauf verewigt haben. Möglicherweise kam das Brett aber auch als Bauholz von einem andern Ort ins Kornhaus, vielleicht entstammt es einer Art Wappensaal der Universität, in dem Absolventen mit ihren Wappen festgehalten wurden.



Universitätsgebäude



Die Alte Aula

vor 1778
Aquarell
1529

Das alte Universitätsviertel befand sich bis Anfang des 19. Jahrhunderts innerhalb der Stadtmauern. Zur Gründungszeit der Universität fanden viele Vorlesungen für die 200 Studenten noch in den Studierstuben der damals 14 Professoren Platz. Das Kollegium – heutige Münzgasse 22 – wurde 1477 erworben und beherbergte Unterkunftsräume für Professoren sowie Räume für Prüfungen, Disputationen und Unterricht. Die Burse bot Platz für Unterkunft und Seminare. Es folgten die Häuser Münzgasse 18 und 20, 1491 gab es im Augustinerkloster einen Hörsaal für Theologen. Der Chor der Stiftskirche diente als Festsaal für Promotionen und Disputationen bis zur Reformation. Nachdem das Kollegium 1534 abgebrannt war, entstand 15 Jahre später an gleicher Stelle die Alte Aula. Dieses Gebäude reichte für die nächsten dreihundert Jahre für den Bedarf der Universität. Mit dem Neubau der Anatomie auf dem Österberg, die 1835 fertiggestellt wurde, dehnte sich die Universität über die alte Stadtmauer aus. 1845 wurde dann die Neue Aula mit den Seitenpavillons – Botanisches und Chemisches Institut – realisiert, die die Stadt nach Osten erweiterte. Ihr folgten das Universitätsklinikum und die Institute der medizinischen Fakultät: 1868 das Physiologische, 1879 das Pathologische und 1888 das Physiologisch-chemische Institut. Ende des 19. Jahrhunderts begann der Bau der verschiedenen Universitätskliniken, der bis heute anhält. Ab 1968 weiteten sich dann mit den Naturwissenschaften die Institute bis auf die umliegenden Berge aus, die sogenannte Morgenstelle auf dem Schnarrenberg entstand.



Das Evangelische Stift

um 1840
Lithographie, koloriert
1076



Die Burse
um 1820
Gouache
1502



Die Neue Aula in der Wilhelmstraße
1845
Lithographie
3173

Studenten der Universität

Die nachstehenden Porträts zeigen Beispiele von berühmten Tübinger Studenten. Die Universität und besonders das Evangelische Stift brachten eine bemerkenswerte Anzahl bedeutender Studienabsolventen hervor. Vielfach schloss sich an deren Ausbildung direkt die Lehre an der Tübinger Universität oder am Stift an. Viele Stiftler machten allerdings nicht als Theologen Karriere, worauf ihre Ausbildung sie vor allem vorbereitet hatte, sondern wurden Dichter, Schriftsteller oder Philosophen.

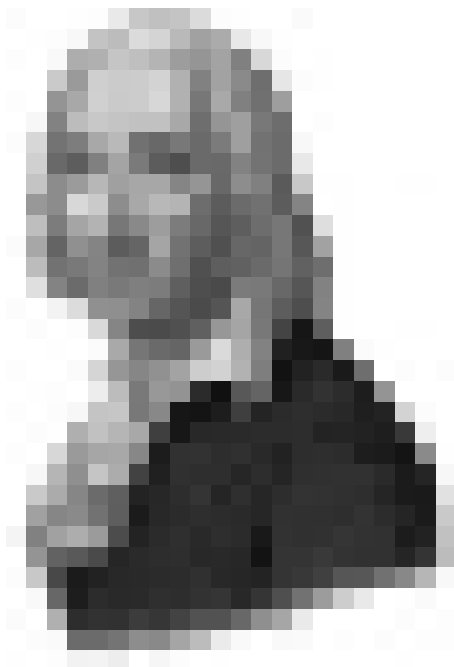
Die Abgänger der Schule der Dichter und Denker wurden sogar sprichwörtlich:

Der Kepler und der Hegel,
der Mörike und Hauff,
die sind bei uns die Regel,
die fallen gar nicht auf.



Johannes Kepler (1571–1630),
Mathematiker und Astronom

Von 1589 bis 1594 studierte er Theologie am Evangelischen Stift. Da er die Konkordienformel zur Anerkennung der Reformation nicht unterschrieb, war eine Anstellung als Pfarrer in Württemberg nicht möglich. 1594 wurde der Anhänger des kopernikanischen Weltbildes Mathematikprofessor in Graz und ab 1600 Hofastronom Kaiser Rudolfs II. 1597 erschien bei Georg Gruppenbach in Tübingen sein Erstlingswerk, das »Mysterium Cosmographicum«. Er fand die drei später nach ihm benannten Keplerschen Gesetze über die Planetenbewegung, die er in seinen Büchern niedergelegt hat. Sein bedeutendstes Werk war die »Astronomia Nova« (1609).



Johann Christian Friedrich Hölderlin
(1770–1849), Dichter

Auf Wunsch der Mutter studierte er von 1788 bis 1793 am Evangelischen Stift. Da er nicht in den Pfarrdienst wollte, arbeitete er einige Zeit als Hofmeister und Hauslehrer unter anderem in Jena, Frankfurt und Bordeaux. Ab Mitte 1802 betätigte sich Hölderlin vor allem als Dichter und Übersetzer. Johann Friedrich Cotta verlegte Teile seines Werkes, unter anderem den »Hyperion« 1797/99 und 1826 die erste Ausgabe einer Sammlung von Gedichten. Im September 1806 wurde er – geistig zerrüttet – in das Klinikum in Tübingen eingeliefert, aus dem er im Mai 1807 als unheilbar entlassen wurde. Von da an bis zu seinem Tod wurde er von der Familie des Schreinermeisters Ernst Zimmer im heutigen Hölderlinturm in Tübingen gepflegt.

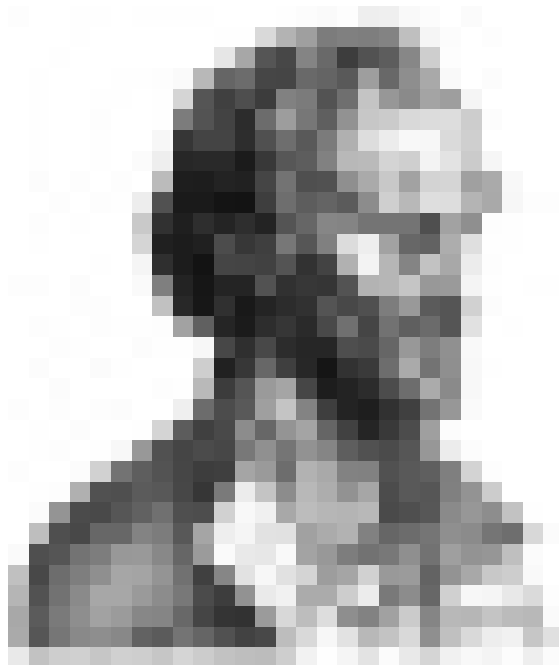
Nicodemus Frischlin (1547–1590),
Dichter und Humanist

Er studierte von 1563 bis 1567 am Evangelischen Stift und wurde 1567 außerordentlicher Professor für Geschichte, Poetik und lateinische Sprache in Tübingen. Als Dichter suchte er eine Position zwischen dem lateinischen Schuldrama und dem deutschsprachigen evangelischen Volksspiel zu finden. Bekannt wurde er mit biblischen Dramen wie »Rebecca« (1576) und »Susanna« (1578).



Philipp Melanchthon (1497–1560),
Theologe und Humanist

Er studierte von 1512 bis 1517 Theologie an der Universität Tübingen, hörte aber auch juristische und medizinische Vorlesungen. Anschließend unterrichtete er an der Burse und verfasste 1518 eine griechische Grammatik, »Institutiones Linguae Graecae«, die zu einem der gebräuchlichsten Schulbücher seiner Zeit wurde. Im gleichen Jahr wurde er als Professor für griechische Sprache und Literatur nach Wittenberg berufen, wo er Martin Luther kennenlernte. Melanchthon wurde zu einem der Hauptvertreter der Reformation in Deutschland und wirkte auch in Tübingen als Reformator. Bekannt wurde er zudem als Autor mehrerer Bekenntnisschriften wie der »Apologia confessionis Augustanae« (1531).





David Friedrich Strauss (1808–1874),
Theologe

Von 1825 bis 1829 absolvierte er am Evangelischen Stift das Studium der Theologie. Nach seinem Vikariat kehrte er 1832 als Repetent dorthin zurück. Nachdem er 1835/36 bei Osiander in Tübingen sein Buch »Das Leben Jesu, kritisch betrachtet« – ein Meilenstein der Theologiegeschichte – veröffentlicht hatte, wurde er wegen der darin geäußerten Religionskritik aus dem Kirchendienst ausgeschlossen. Strauss gilt als der Wegbereiter der historisch-philologischen Bibelkritik. Später arbeitete er als freier Schriftsteller und wurde Gymnasiallehrer in Ludwigsburg.

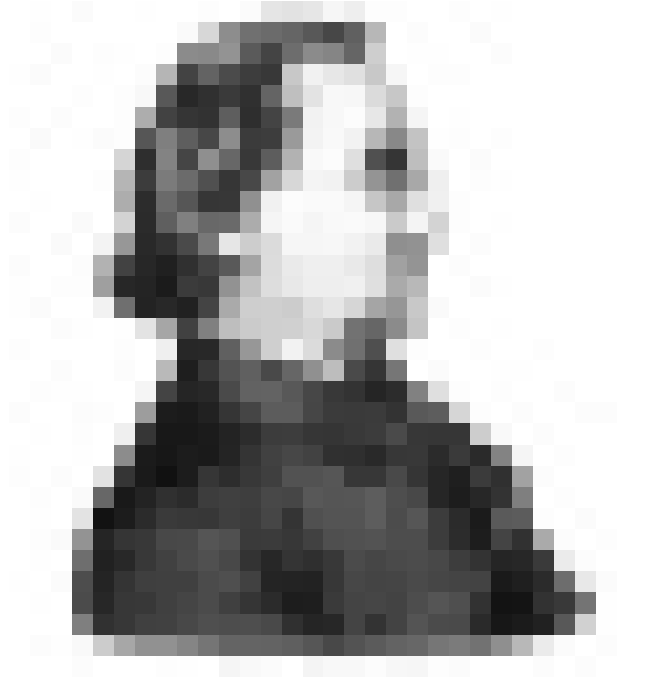


Georg Wilhelm Friedrich Hegel
(1770–1831), Philosoph

Von 1788 bis 1793 studierte er am Evangelischen Stift. Nach seinem Examen arbeitete er in Bern und Frankfurt als Hauslehrer. Von 1801 bis 1805 wurde er in Jena als Privatdozent für Philosophie, ab 1806 zum außerordentlichen Professor bestellt. 1808 wurde er Rektor des Egidien-Gymnasiums in Nürnberg. Nach einer Professur in Heidelberg, die er 1816 antrat, entfaltete er ab 1818 als Preußischer Staatsphilosoph an der Universität Berlin eine einflussreiche philosophische Tätigkeit. Hegel war Herausgeber des »Kritischen Journals der Philosophie«, das ab 1802 bei Johann Friedrich Cotta erschien, verfasste die »Phänomenologie des Geistes« (1807) und entwickelte die dialektische Methode philosophischen Argumentierens.

Eduard Mörike (1804–1875),
Pfarrer, Dichter und Schriftsteller

Nach dem Besuch des evangelischen Seminars in Urach studierte er von 1822 bis 1826 am Evangelischen Stift. 1826 trat er eine Stelle als Vikar an, wobei sein Interesse jedoch weniger dem Beruf als der Schriftstellerei galt. 1832 erschien sein Roman »Maler Nolten«. Ab 1834 war Mörike Pfarrer in Cleversulzbach, bis er 1843 auf eigenen Wunsch pensioniert wurde, um sich ausschließlich als Schriftsteller betätigen zu können. Er galt neben Goethe als der berühmteste deutsche Lyriker des 19. Jahrhunderts. In Württemberg wurde er vor allem mit der »Geschichte von der schönen Lau« (1853) bekannt.



Justinus Kerner (1786–1862),
Arzt und Dichter

Er studierte von 1804 bis 1808 Medizin an der Universität Tübingen. Ab 1810 war er in verschiedenen Orten als Arzt tätig. Ab 1819 lebte er als Oberamtsarzt in Weinsberg, wo sein Haus zu einem der geistig-literarischen Mittelpunkte Württembergs und er zu einem bedeutenden Lyriker der schwäbischen Romantik wurde. Kerner unterhielt freundschaftliche Kontakte mit den literarischen Größen seiner Zeit wie etwa Ludwig Uhland, Eduard Mörike, Carl Varnhagen von Ense und Achim von Arnim. 1813 war er Mitherausgeber des »Deutschen Dichterwaldes«, der in der Heerbrandt'schen Verlagsbuchhandlung in Tübingen erschien, 1829 wurde sein Roman »Die Seherin von Prevorst« veröffentlicht.





Wilhelm Hauff (1802–1827),
Schriftsteller

Er studierte von 1820 bis 1824 Theologie in Tübingen. Nach seinem Studium nahm er Stellungen als Hauslehrer an. Mit dem Buch »Lichtenstein« (1826) begründete er den historischen Roman in Deutschland und hinterließ trotz seines frühen Todes ein umfangreiches Oeuvre. Weithin bekannt wurde Hauff durch seine Märchenerzählungen, die in dem »Märchenalmanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände« in den Jahren 1826 bis 1828 veröffentlicht wurden.



Friedrich Wilhelm Josef von Schelling
(1775–1854), Philosoph

Von 1790 bis 1795, fast zur gleichen Zeit wie Hegel, studierte Schelling am Evangelischen Stift. Nach seinem Studium war er zwei Jahre als Hauslehrer beschäftigt, bis er 1798 Professor für Philosophie in Jena, anschließend in Würzburg, München, Erlangen und Berlin wurde. Seine Philosophie kreiste um die Leitbegriffe von Freiheit und Geschichte. Sein wichtigstes Werk sind die »Ideen zu einer Philosophie der Natur« (1797).

Gustav Schwab (1792–1850),
Pfarrer, Dichter und Schriftsteller

Ab 1809 studierte er am Evangelischen Stift. Nach seinem Vikariat wurde er Stiftsrepetent in Tübingen und anschließend Lehrer für Literatur in Stuttgart. 1837 trat er das Pfarramt in Gomaringen an, 1841 wurde er Pfarrer und Dekan in Stuttgart. Ab 1845 war Schwab als Oberstudienrat und Oberkonsistorialrat Leiter der höheren Schulen Württembergs. Er gehörte zur Schwäbischen Dichterschule, betätigte sich ab 1811 als Redakteur und Herausgeber am »Poetischen Almanach« und schrieb ab 1812 für das renommierte »Morgenblatt für gebildete Stände« des Cotta-Verlags. Weithin bekannt wurde er mit der Veröffentlichung der »Schönsten Sagen des klassischen Altertums« (1838–1840).



Georg Herwegh (1817–1875),
Schriftsteller, Dichter und Revolutionär

1835 begann er sein Studium am Evangelischen Stift, belegte jedoch nicht die für Theologie notwendigen Seminare, sondern auch Geschichte, Mathematik, Astronomie und Psychologie. Bereits 1836 wurde ihm das Stipendium wieder entzogen und er aus dem Stift entlassen. Bis März 1837 schrieb sich Herwegh bei den Juristen ein, ging dann aber als freier Schriftsteller nach Stuttgart. Berühmt wurde er durch seine aktive Teilnahme am badischen Aufstand in der 1848er Revolution und durch seine politisch-revolutionären »Gedichte eines Lebendigen« (1841–1844).



Professoren der Universität

Die nachstehenden Porträts zeigen bedeutende Professoren, die in der Zeit vom 15. bis zum 19. Jahrhundert an der Universität Tübingen gelehrt haben – Beispiele einer umfangreichen Liste, die auch im 20. Jahrhundert fortgeschrieben wurde.

Doch nicht nur der wissenschaftliche Fortschritt wurde von Tübinger Professoren befördert. Von besonderer Bedeutung für die Stadt Tübingen war zum Beispiel der Theologe und Staatsmann Johannes Osiander (1657–1724). Er studierte am Evangelischen Stift und besaß ein außergewöhnliches Talent für Sprachen. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Paris wurde er 1686 Professor für griechische und hebräische Sprache sowie für Geographie. Ruhm erlangte Osiander vor allem als Retter Tübingens bei den Franzoseneinfällen 1688 und 1693. Durch geschickte Verhandlungen wusste er zweimal die Zerstörung der Stadt zu verhindern. 1696 wurde er zum Prälat von Königsbronn ernannt, um ihm diplomatische Dienste zu ermöglichen; die wissenschaftliche Laufbahn gab er damit auf.

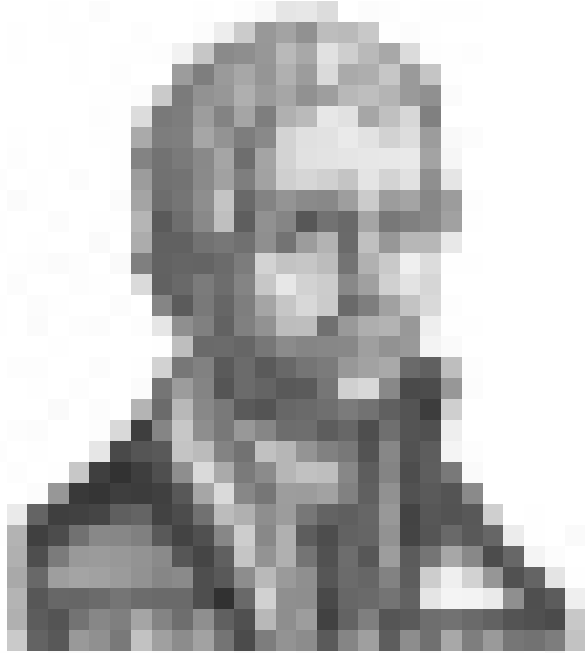


Karl Georg Wächter (1797–1880),
Rechtswissenschaftler

Er hatte bereits sein Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Tübingen absolviert, als er dort 1819 außerordentlicher und 1822 ordentlicher Professor der Rechte wurde. Von 1825 bis 1828 war er Rektor und von 1829 bis 1830 Vizekanzler der Universität. 1825/26 erschien sein »Lehrbuch des römisch-deutschen Strafrechts«. Nach sechs Jahren in Leipzig kehrte er 1836 als Kanzler der Universität nach Tübingen zurück. 1848 war Wächter Mitglied der Ständeversammlung in der Paulskirche und beteiligte sich an den Verhandlungen des Frankfurter Vorparlaments. 1851 wurde er als Richter an das Präsidium des Oberappellationsgerichtes der vier Freien Städte in Lübeck berufen.

Johannes Reuchlin (1455–1522),
Rechtsgelehrter, Hebraist und Humanist

Sein Studium begann er 1470 in Freiburg, anschließend war er in Paris und von 1474 bis 1477 in Basel immatrikuliert. Dort erlangte er die Magisterwürde. 1481 erwarb er das Lizenziat der Rechte und trat nach kurzer Vorlesungstätigkeit in Tübingen (1481–1482) als engster juristischer Berater in die Dienste von Graf Eberhard von Württemberg. Von 1502 bis 1513 war er der führende Kopf des Schwäbischen Bundes. Mit seiner hebräischen Grammatik »De rudimentis hebraicis libri tres« (1506) wurde er zum Begründer der hebräischen Sprachforschung und alttestamentlichen Bibelwissenschaft. Reuchlin gilt als Verteidiger und Retter der Tradition des hebräischen Schrifttums in Deutschland, wozu auch seine 1511 erschienene und berühmt gewordenen Streitschrift »Der Augenspiegel« beitrug.



Johannes Vergenhans, genannt Naclerus
(1425–1510), Theologe und
Polyhistor

Bis 1459 war er einer der Erzieher von Graf Eberhard von Württemberg, danach erhielt er Stellungen als Propst und Pfarrer. Er war Mitbegründer und erster Rektor (1477–1478) sowie zweiter Kanzler (1482–1509) der Universität Tübingen. Sein Hauptwerk ist die umfangreiche und bis ins Jahr 1500 reichende Weltchronik »Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium chronici commentarii« (1516), die mehrere Auflagen erfuhr.





Leonhart Fuchs (1501–1566),
Mediziner und Botaniker

In den Jahren von 1515 bis 1524 absolvierte er mit einigen Unterbrechungen sein Studium der Klassischen Sprachen, der Philosophie und der Medizin an den Universitäten Erfurt und Ingolstadt. 1524 erhielt er die Doktorwürde in Medizin. Nach zwei Jahren medizinischer Praxis wurde er 1526 als Professor nach Ingolstadt berufen. Ab 1528 war er Leibarzt des Markgrafen Georg von Brandenburg in Ansbach, 1531 erneut Professor. Der Verfechter der Reformation wurde 1534 als Medizinprofessor nach Tübingen berufen und schuf 1542 mit dem Werk »De Historia stirpium« und 1543 mit dem »New Kreüterbuch« die Grundlagen für die moderne Botanik. Zwischen 1536 und 1565 war Fuchs insgesamt sieben Male Rektor der Universität und 1548 Superattendent am Evangelischen Stift. Neben seinem wissenschaftlichen Wirken beförderte er die Reformierung des Studiensystems der Universität.



Wilhelm Schickard (1592–1635),
Hebraist, Mathematiker und Astronom

Er studierte von 1607 bis 1611 Theologie in Tübingen, ab 1610 wohnte er auch im Evangelischen Stift. Nach Stellen als Vikar und Diakon fand er schließlich 1619 eine Anstellung als Professor für Hebräisch, Armenisch und andere biblische Sprachen in Tübingen. Das deutschsprachige Lehrbuch mit dem Titel »Der hebräische Trichter« (1627) machte ihn bekannt. Außerdem betrieb Schickard mathematische und astronomische Studien und konstruierte 1623 die erste mechanische Rechenmaschine der Welt. Nach dem Tod von Michael Maestlin, dem ebenfalls berühmten Professor für Mathematik und Astronomie, übernahm er 1631 dessen Lehrveranstaltungen an der Universität Tübingen.

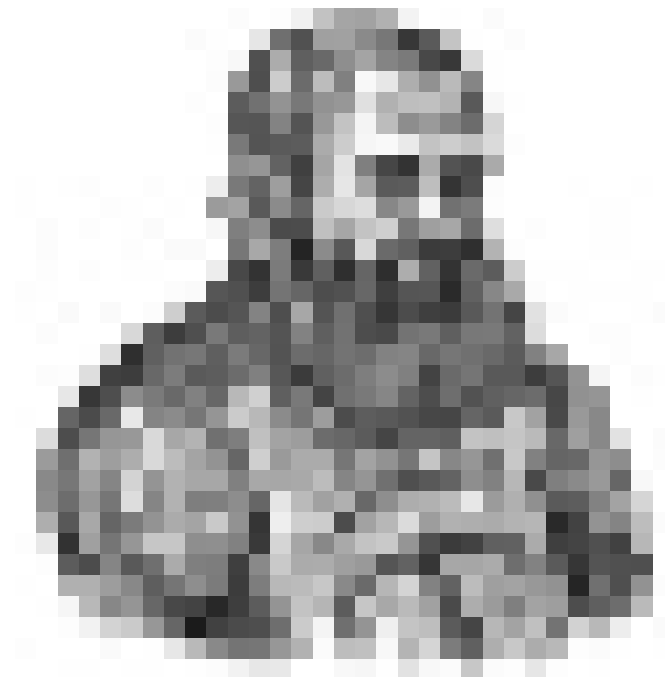
Johannes Stöffler (1452–1531),
Mathematiker und Astronom

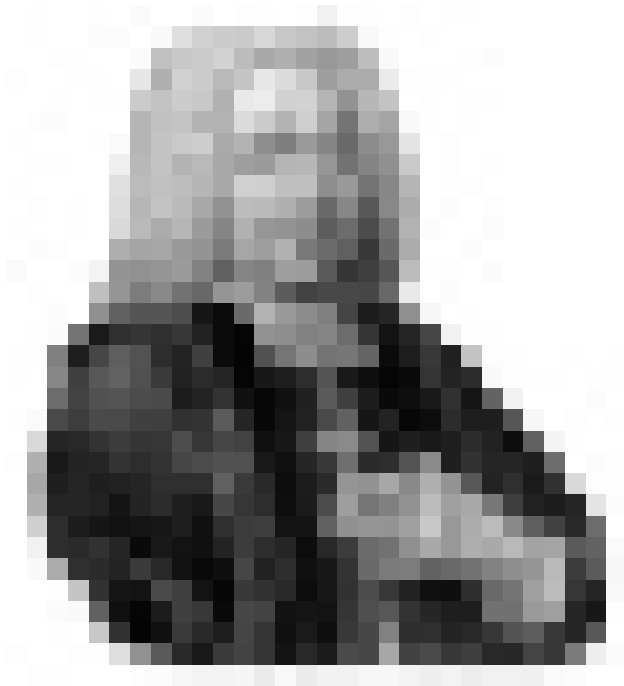
Er studierte von 1472 bis 1476 an der Artistenfakultät in Ingolstadt, die er mit der Magisterwürde verließ. 1507 kam er nach Tübingen und übernahm den neugeschaffenen Lehrstuhl für Mathematik und Astronomie. Mit seinen »Tabulae Astronomicae« (1514) und dem »Ephemeridum opus« (1531) schuf Stöffler wegweisende Werke zur Berechnung der Planetenbahnen. Sein Ruhm gründete sich aber auch auf die in seiner Werkstatt gefertigten Instrumente, wie beispielsweise den 1493 entstandenen, drittältesten europäischen Himmelsglobus. 1511 konstruierte er die astronomische Uhr, die sich heute noch am Tübinger Rathaus befindet.



Martin Crusius (1526–1607),
Gräzist und Polyhistor

Er war ab 1559 Professor für Griechisch, Latein und Rhetorik an der Universität Tübingen und weithin bekannt als Freund griechischer Kultur und Sprache. 1596 verfasste er die »Annales Suevici« (Schwäbische Chronik) und hinterließ ein minutiöses Tagebuch, das »Diarium Martini Crusii« über den Zeitraum 1573 bis 1604, das einen Einblick in den damaligen Alltag der Universitätsstadt gibt.





Christoph Matthäus Pfaff (1686–1760),
Theologe

Im Jahr 1700 wurde Pfaff Stipendiat am Evangelischen Stift und 1705 Stiftsrepetent. Nach ausgedehnten Studienreisen kehrte er 1717 als Professor der Theologie nach Tübingen zurück, wo er bis 1756 blieb. 1720 wurde er Propst sowie Kanzler der Universität. Im gleichen Jahr wurde Pfaff zum Abt von Lorch ernannt und wurde damit Mitglied des württembergischen Landtags. Seine 1729 bei Johann Georg Cotta herausgegebene sogenannte »Pfaff'sche Bibel« wurde zum Standardwerk der württembergischen Landeskirche. 1756 wechselte er nach Gießen, wo er als Professor, Generalsuperintendent und Direktor der theologischen Fakultät sowie als Kanzler der Universität tätig war.



Johann Jakob Moser (1701–1785),
Staatsrechtslehrer und Publizist

Er immatrikulierte sich 1717 an der Universität Tübingen in Jura und wurde bereits 1720 außerordentlicher Professor der Rechte. Nachdem er einige Zeit in Wien und Stuttgart als Regierungsrat und freier Schriftsteller tätig gewesen war, kam er 1727 nach Tübingen zurück, wo er zum Professor am Collegium illustre ernannt wurde. Von 1736 bis 1739 war er Direktor der Juristenfakultät in Frankfurt/Oder. Anschließend war Moser lange Jahre vor allem publizistisch tätig und ab 1751 als Landschaftskonsulent in Stuttgart. Aus politischen Gründen war er von 1759 bis 1764 auf dem Hohentwiel inhaftiert. Berühmt wurde Moser mit dem in fünfzig Bänden erschienenen »Teutschen Staatsrecht« (1737–1754).

Johann Georg Gmelin (1709–1755),
Mediziner und Botaniker

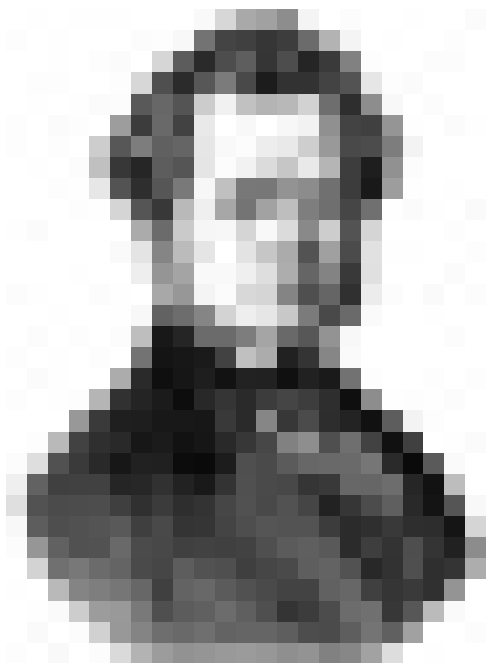
In Tübingen studierte er Medizin und Botanik. 1727 unternahm er seine erste Reise nach Russland und wurde danach in St. Petersburg zum Professor ernannt. Von 1733 bis 1743 war Gmelin auf Expedition in Sibirien, als dessen Erforscher er gilt. Die Ergebnisse veröffentlichte er 1747/49 in »Flora Sibirica« und 1751/52 in »Reise durch Sibirien«. 1749 übernahm er die Professur für Medizin, Botanik und Chemie an der Universität Tübingen.



Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth
(1772–1835), Mediziner

Er studierte von 1785 bis 1792 Medizin an der Hohen Karlsschule in Stuttgart. 1797 wurde Autenrieth auf den Lehrstuhl für Anatomie, Physiologie, Chirurgie und Geburtshilfe der Universität Tübingen berufen. 1801 wurde sein weithin bekanntes »Handbuch der empirisch menschlichen Physiologie« in drei Teilen veröffentlicht. 1803 begann er mit der Einrichtung des ersten Tübinger Klinikums in der Burse, das 1805 eröffnet wurde. 1819 wurde der Mediziner Vizekanzler, 1822 der erste Universitätskanzler in Tübingen, der nicht der theologischen Fakultät angehörte. Er gilt als Motor der Modernisierung der Tübinger Universität.





Robert von Mohl (1799–1875),
Staatsrechtslehrer

Im Herbst 1817 immatrikulierte er sich an der Universität Tübingen in Rechtswissenschaft. Nachdem er von Herbst 1819 bis Frühjahr 1821 in Göttingen studiert hatte, machte er im Herbst 1821 in Tübingen Examen. 1822 wurde er außerordentlicher Professor, 1824 ordentlicher Professor der Rechte an der Universität und von 1836 bis 1844 auch Leiter der Universitätsbibliothek Tübingen. Von Mohl befasste sich schon frühzeitig mit sozialen Fragen und wirkte bahnbrechend auf dem Gebiet des Verfassungsrechts und des Rechtsstaatsgedankens. Bereits mit seinem ersten Buch »Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg« (1829) hatte er ein epochemachendes Werk vorgelegt.

